

Übersetzen^{01/16}

Reflexionen

- Let's get loud! Frank Heibert ist Schlegel-Gastprofessor 2015 **1**
Hans Jürgen Balmes: Old School – drei Tipps fürs Übersetzen **1**

Über den Tellerrand

- Ingo Herzke, Miriam Mandelkow, Isabel Bogdan: Kleines Nashorngedicht **2**
David Gallagher übersetzt Dokumente für den Papst ins Lateinische **3**

Würdigungen

- Erlanger Literaturpreis für Poesie als Übersetzung 2015 an Uljana Wolf **4**
Eugen-Helmlé-Preis 2015 an Hinrich Schmidt-Henkel **5**
Deutsch-Hebräischer Übersetzerpreis an Ruth Achlama **8**
Übersetzerbarke 2015 an Elke Schmitter **9**
Preise der Ledig-Rowohlt-Stiftung an Hainer Kober,
Moshe Kahn und Rainer G. Schmidt **10**

Porträts und Institutionen

- Stammtisch der Münsterländer Literaturübersetzer **11**
Susanne Höbel: Als Stipendiat im Ledig House **12**

Berufskunde

- Vertragstipps 1. Folge: Texte und Termine **13**
Übersetzerinfo: E-Book-Nutzung älterer Werke **13**

Veranstaltungen

- Fachseminar zum Thema Übersetzung in Dänemark **13**

Nachrufe

- Anne Ruth Frank-Strauss (1930–2015) **14**
Juri Elperin (1917–2015) **14**
Wieland Grommes (1953–2015) **14**

Rezensionen

- Norbert Wehr (Hrsg.): Schreibheft. Zeitschrift für Literatur **15**
Ella Frances Sanders: Lost in Translation **16**

REFLEXIONEN

Gesine Schröder

LET'S GET LOUD! FRANK HEIBERTS ANTRITTSVORLESUNG ZUR SCHLEGEL-GASTPROFESSUR

Berlin, November 2015

Was tun wir Übersetzerinnen und Übersetzer eigentlich? Und wie erfüllen wir unsere Aufgabe am besten? Noch bevor in diesen Fragen die ersten Argumente fallen, schleichen sich durch die Metaphern, die wir dabei verwenden, Vorannahmen ein. Übersetzer sind Fährmänner oder Brückenbauer, bleiben ihren Autoren treu oder begehen Verrat an ihnen, lassen die Welt durch deren Augen sehen. Wie diese unterschiedlichen Bilder jedes Gespräch über das Übersetzen lenken, verengen oder befruchten, hat Frank Heibert in seiner Antrittsvorlesung zur August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung untersucht, deren Kernpunkte ich im Folgenden resümiere.

Am häufigsten begegnen uns wohl die Transportmetaphern vom Übersetzer als Fährmann oder Brückenbauer. Sie implizieren, dass etwas Substanzielles möglichst unversehrt von hüben nach drüben befördert werden müsse. Jede Veränderung gegenüber dem Original – jede Abweichung in Bezug auf einen wie auch immer gearteten Äquivalenzbegriff – erscheint daher von vornherein als mangelhafte Leistung.

Literarische Schönheit vs. Treue?

Auch Beziehungsmetaphern (der Übersetzer als »traditore« bzw. die »Treue« oder »Untreue« einer Übersetzung) drücken implizit aus, dass Übersetzungen wesentlich immer defizitär sein müssen: Sobald sie irgendetwas nicht genauso gestalten wie die Autorin – was im anderen sprachlichen Bezugssystem naheliegender Weise nicht immer möglich ist –, haben sie am Original Verrat begangen. Andererseits führt zu viel »Treue« zu holprigen, unpoetischen Texten. Literarische Schönheit und Treue der Übersetzung scheinen unvereinbar zu sein.

Bezieht man wie Friedrich Schleiermacher die Leserschaft in das Beziehungsgefüge mit ein, stößt man auf den ebenso unüberwindlichen Gegensatz zwischen den zwei Polen, einen Text der Zielkultur entweder einzugemeinden oder ihr durch größere Nähe zum Original zu entfremden: entweder verfälschtes, geglättetes Lesevergnügen oder eine durch verfremdete sprachliche Mittel erschwerte Begegnung mit dem vermeintlich unveränderten Original.

Als dritte Gruppe bilden visuelle Metaphern wichtige Aspekte der Übersetzungsrezeption ab: Wenn Übersetzerinnen die Textwelt »mit den Augen« oder »durch die Brille« der Autorin, des Autors wahrnehmen, wenn sie ihre Leser durch das mehrfach facettierte »Prisma der Sprache« darauf blicken lassen, dann wird in diesen Bildern deutlich, dass die Wahrnehmung eines Textes notwendigerweise Brechungen unterworfen ist – durch das landessprachliche Bezugssystem, durch die persönlichen sprachlichen Mittel des Autors und schließlich die des Übersetzers –, ohne dass es dem Rezipienten je bewusst werden müsste. Bei der praktischen Frage, wie die Linse, das Prisma denn zu schleifen sei, helfen aber auch diese Metaphern nicht weiter.

Casting für Übersetzer

Viertens rücken performative Metaphern die künstlerische, interpretative Leistung der Übersetzung in den Blick: Übersetzen sei Schauspielerei, sei der Tanz zu einer Choreographie oder die Interpretation einer Partitur, behaupten sie. Und tatsächlich

hat die Auswahl der passenden Übersetzerin manchmal etwas von einem Casting. Allerdings wird anders als bei einer Aufführung nicht die Interpretationsleistung selbst vom Publikum rezipiert, sondern ihr vielfach überarbeitetes Resultat: der fertige, gedruckte Text.

Am fruchtbarsten für die Diskussion und Wertung übersetzerischer Leistungen schienen Frank Heibert die als fünfte Gruppe aufgeführten akustischen Metaphern. Gelungene Übersetzungen »treffen den Ton« des Originals oder finden seine »Stimme«. Hier schwingt eine komplexe Auffassung der Wirkungsäquivalenz mit: Texte transportieren einen jeweils charakteristischen Ton sowohl durch die Melodie und Rhetorik der verwendeten Sprache als auch durch die darin ausgedrückte Stimmung und Haltung dem Erzählten gegenüber. Wenn es diesen Ton zu treffen gilt, ist offensichtlich, dass dies nicht immer auf denselben sprachlichen Wegen geschehen kann und muss wie im Original. »Wir Übersetzer können eine überzeugende Stimme nur nachbilden, wenn wir im Lauf unseres Interpretationsprozesses die passende eigene Stimme [auf dem Boden unserer Kultur und Sprache] erst finden und dann auch tatsächlich erheben«, resümierte Frank Heibert und schlug damit den Bogen zu dem Titel seiner Vorlesung: »Also: Let's get loud!«

Frank Heibert, Berlin, Übers. aus dem Englischen und Französischen, u.a. DeLillo, Ford, Faulkner, Saunders, Lorrie Moore, Boris Vian, Marie Darrieussecq, Yasmina Reza. 2012 Rowohlt-Preis, 2013 Hieronymus-Ring.

Hans Jürgen Balmes

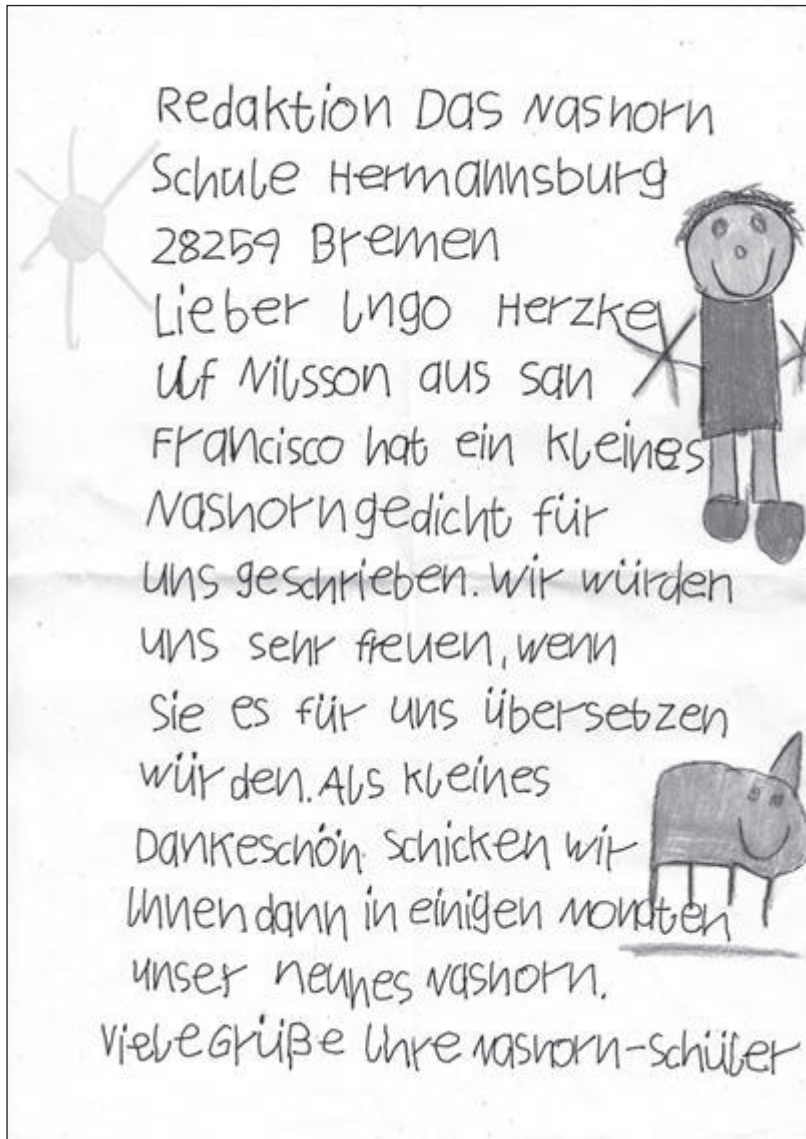
OLD SCHOOL – DREI TIPPS FÜRS ÜBERSETZEN

1. Nicht mit dem Anfang anfangen, sondern mit dem 3. Kapitel. Dann am Schluss, wenn alles läuft, den Beginn. Und wenn's geht, vorher das Buch lesen, keine hermeneutischen Blindflüge (klingt überflüssig, ist es aber scheinbar nicht).
2. Nicht die Kommentarfunktion in Word benutzen, sondern mit Bleistift redigieren: Es gibt immer mehr als zwei Möglichkeiten. Nur den Redaktionsvorschlag des Lektors an- oder wegklicken, muss nicht die Lösung sein. (»Das ist nicht Schreiben, das ist Tippen« – Truman Capote über Jack Kerouac.)
3. »Oh, schau deinen lieben Freund, das Wörterbuch, nicht so skeptisch an«, so in etwa Tomas Tranströmer an seinen amerikanischen Übersetzer Robert Bly. Sich in den Wortreichtum von Schöffler-Weis verlieben, Jean Paul lesen.

Hans Jürgen Balmes ist Programmleiter für Internationale Literatur im S. Fischer Verlag, Mitherausgeber der Neuen Rundschau, übersetzt John Berger, Robert Hass, Martine Bellen.

ÜBER DEN TELLERRAND

Ingo Herzke, Miriam Mandelkow, Isabel Bogdan
KLEINES NASHORNGEDICHT



Liebe Nashornschüler,

ich habe mich sehr über euren Brief gefreut – ich glaube, einen so schönen Übersetzungsauftrag habe ich noch nie bekommen. (Natürlich bin ich auch sehr neugierig, wie ihr denn gerade auf mich gekommen seid – vielleicht könnt ihr mir das noch mal verraten, wenn ihr mir irgendwann mein »Honorar-Nashorn« schickt.)

Gedichte übersetzen, sage ich euch, ist beinahe das Komplizierteste in unserem Beruf. Denn beim Gedicht kommt es – wie eigentlich immer bei Literatur, aber hier ganz besonders – drauf an, dass alles zusammenwirkt: Inhalt, Klang, Melodie, Takt, Reim, alles soll so auf die Leser wirken wie im Original. Auch wenn es nur ein kleines Gedicht von vier Versen ist.

Ich habe darum gleich mal ein paar Hamburger Kolleginnen und Kollegen gefragt, ob sie es nicht auch probieren wollen, und zwei haben sich auch getraut. Ich schicke euch ihre Versuche mit, und ihr könnt selbst entscheiden, welches euch am besten gefällt. Denn beim Übersetzen von Literatur und besonders von Lyrik gibt es kaum »richtig« oder »falsch«, höchstens ein »gefällt mir mehr« und »gefällt mir weniger«; dafür kann

man natürlich meistens auch gute Gründe finden, aber endgültig lässt sich das selten beurteilen. (Ich glaube, Shakespeares Gedichte, die Sonette, sind mehr als hundert Mal ins Deutsche übersetzt worden. Und werden auch weiter neu übersetzt.)

Hier kommen also drei deutsche Fassungen, die erste ist von mir. Die Namen der Übersetzenden habe ich euch immer drunter geschrieben; und wenn ihr sie abdruckt, muss dieser Name natürlich dabei stehen, denn wir Übersetzer sind sozusagen die »Teil-Autoren« der deutschen Gedichte. Und vielleicht könnt ihr selbst auch noch versuchen, eigene Verse zu schmieden? Viel Spaß dabei und viel Erfolg weiterhin mit eurer Zeitschrift. Und vielen Dank, dass ihr mich beauftragt habt!

Herzlich, euer

Ingo Herzke

I was so weak when I was born,
I had no muscle, not a horn.
But now I'm old, big horn and all!
I can defend both weak and small!
(Ulf Nilsson)

Ich kam auf diese Welt so schwach,
die Muskeln flau, das Horn noch flach.
Jetzt bin ich alt, mein Horn ist mächtig
Ich schütze, die noch klein und schwächig.
(Ingo Herzke)

Ich war so schwach, als ich gebor'n,
hatt' keine Muskeln und kein Horn.
Jetzt bin ich groß, hab Horn und Kraft,
Und helfe dem, der klein und schwach.
(Isa Bogdan)

Ich war so schwach, als ich gebor'n,
Ganz ohne Muskeln, ohne Horn.
Jetzt bin ich groß! Mein Horn ganz vorn
Nimmt jeden Bösewicht aufs Korn.
(Miriam Mandelkow)

Isabel Bogdan, *1968, übersetzte u.a. Jane Gardam, Nick Hornby, Jonathan Safran Foer. 2011 erschien ihr Buch Sachen machen, 2016 der Roman Der Pfau. Über Nashörner weiß sie nicht so viel.

Ingo Herzke, *1966, lebt in Hamburg und übersetzt Literatur für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, u.a. A. L. Kennedy, A. M. Homes, Nick Hornby und Kate de Goldi. Er ist eher Breitmaul als Spitzmaul.

Miriam Mandelkow, *1963, übersetzt normalerweise keine Lyrik, sondern Romane, z.B. von Richard Price, Eimear McBride oder David Vann, aber wenn sie einem Nashorn gegenübersteht, reimt sie durch.

Regina Kerner

DAVID GALLAGHER ÜBERSETZT DOKUMENTE FÜR DEN PAPST INS LATEINISCHE

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Berliner Zeitung



Daniel Gallagher will junge Menschen für Latein begeistern.
Foto © Regina Kerner

Bürosprache Latein: Daniel Gallagher übersetzt für Franziskus ins Lateinische – selbst die lateinischen Tweets stammen von ihm. Der Amerikaner, der auch Comics übertragen kann, findet: Mit Latein kann man alles sagen.

Mit seinen Arbeitskollegen unterhält sich Daniel Gallagher auf Latein, morgens nach dem Aufwachen liest er täglich eine halbe Stunde Cicero. Der 45 Jahre alte US-Amerikaner ist einer von wenigen Tausend Menschen weltweit, die fließend in der Sprache der klassischen Antike kommunizieren können. Und er hat eine Mission: Er will Leidenschaft wecken für eine Sprache, die gemeinhin als »tot« bezeichnet wird, die er aber für sehr lebendig hält.

Daniel Gallaghers Arbeitsplatz ist der Vatikan. Als einer von sieben Latein-Experten im Dienste des Papstes überträgt der Geistliche wichtige Dokumente in die Amtssprache der katholischen Kirche. Zudem betreut er den lateinischen Twitter-Account von Franziskus. Zuletzt hat er allerdings im Dienste seiner Mission auch den internationalen Bestseller Gregs Tagebuch ins Lateinische übersetzt, einen Comic-Roman mit einem zwölfjährigen Protagonisten, der Videospiele liebt und Heavy Metal hört.

Sein Büro hat Monsignore Gallagher im vatikanischen Staatssekretariat. Es gibt vermutlich nicht viele, deren Arbeitsweg kunsthistorisch interessanter ist. Ein hölzerner Fahrstuhl ächzt in die Terza Loggia, den dritten Stock des Apostolischen Palastes, wo ein Schweizergardist zur Begrüßung salutiert. Eine Etage tiefer liegen die päpstlichen Gemächer. Gallagher eilt durch die Galerie der Landkarten, einen langen Flur mit Fresken aus dem 16. Jahrhundert und durch Räume, die von Raffael-Schülern ausgemalt wurden.

Über jedem Schreibtisch hängt im Staatssekretariat ein Bild des obersten Arbeitgebers, Franziskus. In den letzten Wochen waren Gallagher und seine Kollegen damit beschäftigt, dessen mit Spannung erwartete Enzyklika zum Thema Ökologie zu übersetzen, die am Donnerstag veröffentlicht wird. Der Argentinier schreibt auf Spanisch, aber die letztgültige Version des Lehrschreibens wird die lateinische sein. Die Übertragung muss also bis ins Detail stimmen. »Eine sehr anstrengende, penible

Arbeit«, sagt Gallagher. Über den Inhalt ist er allerdings zum Schweigen verpflichtet.

»Latein ist die ideale Twitter-Sprache«

Kurzweiliger sei es, die Tweets des Heiligen Vaters zu übersetzen. Seit 2013 gibt es den lateinischen Account @pontifex_In, den mit 356.000 Followern sogar mehr Menschen regelmäßig lesen als den deutschen. »Latein ist die ideale Twitter-Sprache«, sagt Gallagher, »es ist sehr synthetisch und komprimiert.« Viele der Fans schreiben auch auf Latein zurück. Ein Japaner etwa verwandele jede Papst-Botschaft in ein lateinisches Gedicht, erzählt der Monsignore, »im Daktylus-Versmaß«.

Bei der Arbeit sprechen er und seine Kollegen tatsächlich nur Latein. »Das Übersetzen fällt leichter, wenn man die Sprache sowieso im Kopf hat«, sagt er. Inzwischen denke er sogar eher in Latein als in seiner Muttersprache Englisch. Dabei hat der aus dem US-Bundesstaat Michigan stammende Priester die klassische Sprache erst während des Theologie- und Philosophiestudiums gelernt. Sein Lehrer war es, der die Liebe zum Latein in ihm weckte. »Er unterrichtete es wie eine moderne Fremdsprache und ermunterte uns, Gedanken und Gefühle in Latein auszudrücken.« Wer selbst Sätze forme, der verstehe auch die alten Texte leichter.

Lateinische Diskussion über Fußball

Gallagher lehrt heute selbst nebenbei am Paideia-Institut für humanistische Studien in Rom. Die Literatur von Seneca oder Ovid lesen und besprechen er und seine Studenten bevorzugt in antiken Stätten wie dem Forum Romanum oder in Ostia Antica. »Alle Sinne werden so aktiviert.« Im Unterricht diskutieren sie auch über Themen wie Fußball und Politik.

Für fast jeden modernen Begriff gibt es eine lateinische Entsprechung. Der Computer etwa heißt »computratum«, Lateinisch für Rechenggerät. Die Latein-Abteilung des Vatikans hat eigens ein Nachschlagewerk für moderne Wortschöpfungen erstellt, das Lexikon recentis latinitatis.

»Heavy Metal« war eine Herausforderung

Gallaghers Credo lautet: »Auf Latein kann man alles sagen.« Das hat er mit der Übersetzung von Gregs Tagebuch gezeigt, dem Jugendbuch des US-Autors Jeff Kinney, das weltweit 150 Millionen Mal verkauft wurde. Die lateinische Version ist gerade in ganz Europa erschienen. Jugend-Slang, Comicsprache und bisher noch gar nicht übertragene Wörter wie »Heavy Metal« waren eine Herausforderung. Gallagher sagt, er habe sich am Straßen-Latein orientiert, wie es bei den Komödiendichtern Plautus und Terenz nachzulesen ist.

Dem Papst hat er die Erstausgabe von De inepto puero kürzlich persönlich überreicht. »Franziskus ist ein großer Lateinkenner.« Aber als Leser wünscht sich Gallagher vor allem Schüler. Die sollen erfahren, wie unterhaltsam Latein sein kann.

Regina Kerner ist freie Journalistin und berichtet als Korrespondentin in Italien für die Berliner Zeitung, den Kölner Stadtanzeiger und die Frankfurter Rundschau.

WÜRDIGUNGEN

Laudatio von Yoko Tawada

**ERLANGER LITERATURPREIS FÜR POESIE ALS
ÜBERSETZUNG 2015 AN ULJANA WOLF**

35. Erlanger Poetenfest, 28. August 2015

Dieser Beitrag ist leider nicht zur Veröffentlichung in unserem Online-Archiv freigegeben. Wenn Sie ihn lesen möchten, können Sie das entsprechende Heft auf der Website zsue.de bestellen, die Zeitschrift aus einer Bibliothek ausleihen oder unser Printarchiv im Europäischen Übersetzerkollegium in Straelen nutzen.

Der **Erlanger Literaturpreis für Poesie als Übersetzung** wird alle zwei Jahre im Rahmen des Erlanger Pötenfestes verliehen.

Laudatio von Florian Höllerer

EUGEN-HELMLÉ-PREIS 2015 AN HINRICH SCHMIDT-HENKEL

Sulzbach, 7. September 2015

»Ich habe Gänsehaut«, so die Reaktion des Buchhändlers. Eben war die Autorin Terézia Mora in den Buchladen gekommen und hatte von einer Lesung berichtet, der sie am Vortag andernorts als Zuschauerin beiwohnte. Im Mittelpunkt ihres gänsehautprovozierenden Berichts der heute Gefeierte: Hinrich Schmidt-Henkel, Übersetzer aus dem Französischen, Italienischen und – da stock ich schon – aus dem Norwegischen.

Terézia Moras Gänsehaut-Erlebnis

In ebendieser Rolle sah ihn Terézia Mora auf der Bühne sitzen, neben dem norwegischen Autor Tomas Espedal. Gemeinsam lasen Autor und Übersetzer aus Espedals eigenwilligem Liebesroman *Wider die Natur*, dessen Übersetzung 2014 erschien. Und wie Terézia Mora ihrem Buchhändler berichtete, erfolgte die Lesung in so virtuos rasantem Wechsel zwischen Original und Übersetzung, dass Terézia Mora für den Augenblick überzeugt war, fließend norwegisch zu sprechen – eine Form von Pflingsterlebnis, das seine Wellen von Schauer und Ekstase noch bis in den nächsten Tag und in die entfernte Buchhandlung weitertrug.

»Hinein in die Begegnung. Zur Moderation von Lesungen mit internationalen Autoren« ist ein Aufsatz übertitelt, den Hinrich Schmidt-Henkel für Thomas Böhm's Anthologie Welt-

empfang (2006) schrieb. Aus den Zutaten seiner Illusionskunst macht er hier kein Geheimnis. Sie sind – wie sollte es anders sein – einfach: Angemahnt wird nicht zuletzt der Mut, das andere zunächst anders sein zu lassen: »Warum nicht das Fremde als fremd erleben, sich dieser Erfahrung aussetzen, die jedenfalls den Horizont erweitert.« Dies weist zurück auf die erzählte Anekdote. Der Mut, das norwegische Original nicht auf einige folkloristische Probehäppchen zu beschränken, sondern es zum genuinen Teil der Lesung zu machen, eröffnet ein Verständnis der anderen Art.

»Das Fremde als fremd erleben« – dies scheint mir nicht der schlechteste Ausgangspunkt zu sein, um vom Moderator Hinrich Schmidt-Henkel auf den Übersetzer zu kommen. In



Hinrich Schmidt-Henkel Foto © Pasquale D'Angiolillo

George Steiners Klassiker über das literarische Übersetzen, Nach Babel, heißt es: »Die Skizzierung des ›Widerstrebend-Schwierigen‹, das Bestreben, die ›Andersheit‹ des Originals intakt zu lassen und präzise zu übermitteln, spielt gegen die ›Wahlverwandtschaft‹, den Drang zum Zupacken und Einheimischen«. Nur wo die »Spannung zwischen Widerstand und Affinität« in der Übersetzung ausgehalten würde, beide Bewegungen nicht nebeneinanderherliefen, sei gute Übersetzung zu finden.

Eine besondere Herausforderung in dieser Hinsicht stellt ein Autor da, der in Hinrich Schmidt-Henkels Übersetzerwerk eine wichtige Etappe ist, Louis Ferdinand Céline. Das Bestreben, die Andersheit des Originals nicht verloren gehen zu lassen, einerseits, und die Notwendigkeit zum Zupacken und Verwandeln andererseits sind in der 2003 erschienenen Neuübersetzung der Reise ans Ende der Nacht deutlich ausgeprägt. In einem Interview mit Tilla Fuchs beschreibt Hinrich Schmidt-Henkel die Herausforderung, so zu schreiben wie der Autor, dies jedoch mit den Mitteln der anderen Sprache. Er beschreibt das Nachbilden mündlichen Sprechens, das im Deutschen auf eigene Weise funktioniere, etwa durch das Weglassen von Personalpronomen oder durch elliptische Sätze, die man mitten im Satz neu ansetzen lasse. »Natürlich braucht man als Übersetzer eine gewisse Überwindung, um keine hübschen, sauberen, ordentlichen, anständigen Sätze zu schreiben. Man hat immer einen inneren Lektor, der sagt: Das darfst du gar nicht machen! Aber es gibt natürlich Autoren, die das verlangen. Heute wäre das zum Beispiel Tanguy Viel. Das ist ein französischer Autor, den ich für den Wagenbach-Verlag übersetze und der mit Sicherheit heute nicht so schreiben würde, wie er schreibt, wenn es nicht einen Céline gegeben hätte und seinen stilistischen Beitrag zur Entwicklung der französischen Literatur. Im Fall Viel, zum Beispiel, profitiere ich von der ›Vorübung‹, Céline übersetzt zu haben.«

Wie schön, dass Tanguy Viel heute – live and in person – zu gegen ist. Und man merkt ihm die Freude an, einen Übersetzer an der Seite zu haben, der sich nicht fürchtet, gegen den inneren Lektor aufzubegehren. Zu selbstverständlich sollte man das nicht nehmen. Denn ja, es gibt sie auch, die Bücher, bei deren Lektüre man nach zwei, drei Absätzen ahnt: Das hat kein Autor geschrieben. Oder höchstens einer, dem ein Unglück widerfahren ist, der verschüttet wurde, tief unter einer sich in den aller vorbildlichsten Fügungen gefallenden Übersetzerprosa.

Vier (ganz unterschiedliche) Romane hat Hinrich Schmidt-Henkel von Tanguy Viel übersetzt: Das absolut perfekte Verbrechen (2009), Unverdächtig (bereits 2007), Paris-Brest (2010) und Das Verschwinden des Jim Sullivan (2013). Aus jedem von ihnen möchte ich Ihnen einen Absatz vorlesen, damit Sie einen Eindruck von den angekündigten Eigenarten der Prosa, insbesondere der Wandelbarkeit der Syntax erhalten. Und nicht nur Satzbaufetischisten werden auf ihre Kosten kommen, auch die Autoliebhaber unter Ihnen. Alle Passagen spielen hinterm Lenkrad.

So werden Sie hören von einem Rückspiegel mit V-Effekt, von einer ausgeklügelten Fernbedienung, von chemischen Reaktionen und getönten Scheiben. In all diesen Zonen, die die Grenzen zwischen Auto und Welt markieren und zugleich verwischen, findet sich auch das Innenleben von Tanguy Viels Protagonisten gespiegelt, ihre Erinnerungen, ihre Ängste und Projektionen. Innenräume und Außenräume, die der Autos wie die der Personen, brechen ineinander. Und, Sie werden es hören, die raffinierten Bruchstellen in den Sätzen sind alles andere als unschuldig an diesem unabsehbaren Kaleidoskop von Wahrnehmungen. Außerdem eine Lehre, die Sie ziehen werden: »Gegenstände können näher sein, als sie im Spiegel scheinen ...«

Beginnen wir im Dodge von Dwayne, der Hauptfigur aus *Das Verschwinden des Jim Sullivan*. Untertitel: Ein amerikanischer Roman (S. 26):

»Und wenn er daran zurückdachte, daran und an tausend andere Dinge, die sein Leben verdüstert hatten, dann ereignete sich eine Art chemische Reaktion, die hier in seinem Dodge kristallisierte, und unter seinem Schädel flackerten beim bloßen Anblick von Alex Dennis Ausdrücke auf, die für den Leser nur zu eindeutig waren, sehr heftige und kristallklare Ausdrücke, die ihm die Kinder draußen von den Lippen ablasen, Ausdrücke wie ›Hurensohn‹ oder ›Arschloch‹, Wörter, die im Amerikanischen gleich viel besser klingen, ›Motherfucker‹ oder ›Asshole‹, solche Begriffe, die auf so etwas wie offene Rechnungen zwischen den Beteiligten schließen lassen und sogar zu der Vermutung Anlass geben, dass diese Rechnungen in irgendeinem Moment auch beglichen werden sollten.«

Gleich zum Roman *Paris-Brest*. Zwar ist in ihm mehr von Zügen die Rede, aber der Vater hat ein Auto, ein speziell auf seine Bedürfnisse zugeschnittenes: (S. 47)

»Sogar mein Vater, vor allem mein Vater, hatte sich so eingerichtet, dass er die Situation nicht begriff, Hauptsache, er konnte sich hinters Steuer seines neuen dicken Wagens setzen, den meine Mutter ihm von dem Geld gekauft hatte, dem Geld also meiner Großmutter, eben dieses Wagens, mit dem er mich am Bahnhof abgeholt hatte, gut getarnt von den getönten Scheiben, auf denen er im Autohaus bestanden hatte, er werde den Wagen nur mit getönten Scheiben kaufen, und zwar immer noch aus Angst, an irgendeiner roten Ampel könne ihn jemand erkennen und aussteigen und ihn beleidigen und von den vierzehn Millionen anfangen, die sich in Luft aufgelöst hatten, oder gar von Juan Cesars Pass, und der schmorte jetzt sicher, also der arme Juan Cesar, in irgendeinem brasilianischen Knast.«

Weiter geht es mit Henris Jaguar aus dem Roman *Unverdächtig*,

der dem Roman noch bis in die Schlusssätze erhalten bleiben wird. (S. 41f)

»Er hatte ein Autoradio, ebenfalls ein Luxusmodell, samt Fernbedienung am Lenkrad. Wie oft verstellte er nicht während einer kurzen Fahrt die Lautstärke der Boxen, die den ganzen Innenraum belagerten, in die Vordertüren eingebaut, in die Hutablage eingelassen, und die jeden Sonntag wieder einen theoretischen Fokus, also uns, mit demselben abgenutzten Schostakowitsch-Walzer beschallten. Es war wie ein Ritual, dieser Schostakowitsch-Walzer, auf der Hin- wie auf der Rückfahrt, er so stolz, die Fernbedienung am Lenkrad, und zugleich so unsicher, wozu das Spielzeug nütze sein sollte, also regelte er kilometerlang die Lautstärke und hörte nicht auf, wenn er goldene Scheibenwischer gehabt hätte, hätte er sie in der Wüste betätigt, er fummelte endlos herum, verstellte die Bässe und die Höhen, schaute nur gelegentlich auf die Straße, weil er unablässig den Klang austarieren musste, und dazu der Schostakowitsch-Walzer wie eine Buttercremetorte, dachte ich immer, und das Schlimmste, sagte ich zu Lise, ist, dass er die Melodie auch noch mitträllert.«

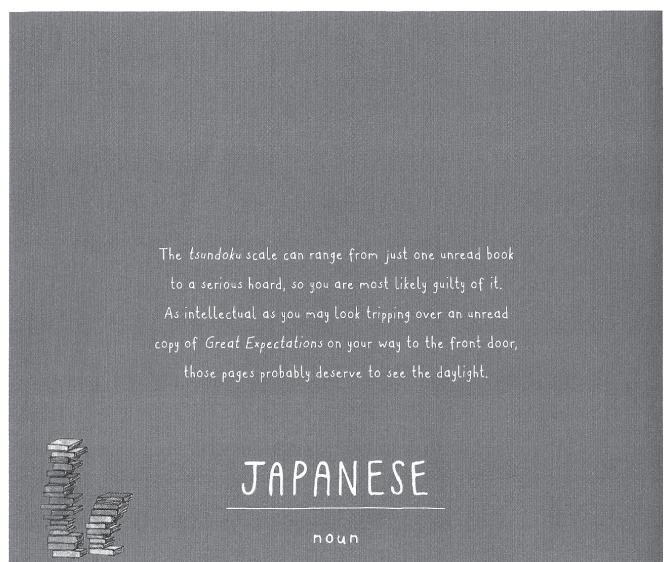
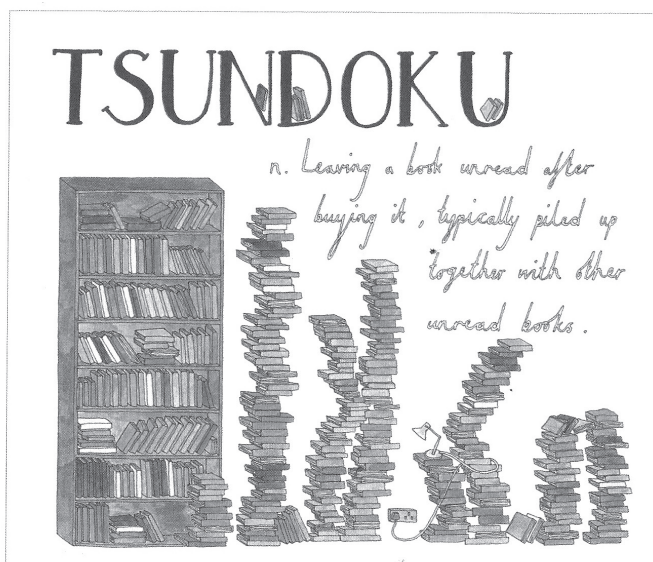
Und schließlich der Mercedes von Marin aus *Das absolute Verbrechen* (S. 12):

»Mit den Scheinwerfern wegen des Regens, der Zettel ZU VERKAUFEN, mit schwarzem Filz geschrieben und mit Klebstreifen im Rückfenster befestigt, ich erinnere mich, man sah ihn im Rückspiegel, und da er durchscheinend war, sah man ihn richtig herum. Den Rückspiegel hatte Marin als Zubehör gekauft, so was kam aus den Staaten, sagte er, und es stand eingepägt, auf Englisch, »Gegenstände können näher sein, als sie im Spiegel scheinen«, und er sagte, das gefalle ihm, dieser ins Glas eingravierte Satz. Er wollte ihn selbst anbringen, kaum dass wir den Verkäufer verlassen hatten, auf dem Parkplatz schon wollte er ihn anbringen, aber ich fand es dämlich, Zeit damit zu vergeuden an jenem Morgen, wo wir hunderttausend Dinge zu erledigen hatten vor dem Nachhausefahren. Also hatte er bis zum nächsten Morgen gewartet, einem Samstag, wegen des allwöchentlichen Besuchs beim Onkel.«

Nun müsste es weitergehen mit anderen Ecken aus Hinrich Schmidt-Henkels Übersetzerwerkstatt, z.B. mit einem Abstecher in die italienische Literatur zu Stefano Benni oder nochmals in die norwegische zu Jon Fosse oder, um in der französischen Sprache zu bleiben, zurück zu Diderots Jacques der Fatalist und sein Herr oder zu Yasmina Reza; dieses natür-

lich nicht ohne einen Exkurs zum Co-Übersetzer Frank Heibert, den wir heute als Sänger erleben, und auch nicht ohne einen Exkurs zu Eugen Helmlé, in dessen Fußstapfen die beiden Reza-Übersetzer traten: Helmlé, mit dem ich an erster Stelle mein völlig zerlesenes und bleistiftdurchzogenes Exemplar seiner Anthologie *Résonances* verbinde; darin auch früheste Übersetzungsveröffentlichungen von Hinrich Schmidt-Henkel. Keinesfalls fehlen dürfte Jean Echenoz, auch er übrigens ein Autor, der Eugen Helmlé und Hinrich Schmidt-Henkel verbindet – wobei ich mich dann wohl verleiten ließe, von einem der schönsten Abende meiner Stuttgarter Literaturhauszeit zu erzählen. Die Zutaten waren: Eine Frage von Navid Kermani, ein Antwortessay von Jean Echenoz sowie ein Moderatorenname wie Donnerhall, Sie wissen schon. Aber nichts von alledem. Denn zur rechten Zeit fällt mir noch eine weitere Maxime aus Hinrich Schmidt-Henkels erwähnten Überlegungen zur Moderation von Lesungen ein, die sicher auch für eine Laudatio gelten darf: »Auf Vollständigkeit verzichten« steht da unübersehbar groß als Zwischenüberschrift.

Nicht unerwähnt bleiben darf, wie energisch Hinrich Schmidt-Henkel sich in den Dienst der Arbeitsbedingungen von Übersetzerinnen und Übersetzern stellt; vor allem seit 2008 als VdÜ-Vorsitzender, als Robin Hood der organisierten Übersetzer. Nicht zu schrecken durch langwierige Vertragsverhandlungen, nicht zu schrecken durch eine Geschäftswelt, in der die Menschen wie der römische Steuereintreiber aus *Asterix und der Kupferkessel* reden – mit Sprechblasen, die nicht rund sind, sondern viereckig. Hinrich Schmidt-Henkel legt Finger auf Wunden: so z.B. in einer Gesprächsrunde im Bundeskanzleramt, in der es auch darum ging, dass die Kulturstaatsministerin die Position der Verlagshäuser gegenüber Amazon stärken müsse. Hinrich Schmidt-Henkel stimmt zu, gibt aber zu bedenken, dass Verlage, die nun besonders laut nach *law & order* rufen, sich ihrerseits systematisch über die Verträge mit ihren Übersetzern hinwegsetzen, wohlwissend, dass Letzteren kaum eine juristische Handhabe dagegen bliebe. Und wie schön, dass Hinrich Schmidt-Henkel dies alles auf eine so eindringliche wie seelenruhige Weise darlegt, als erläutere er gerade einem Fernsehpublikum die französische Etymologie des Wortes Cocktail. Das aber ist wiederum eine andere Geschichte. Hinrich Schmidt-Henkels langjährige Mitarbeit bei der deutsch-französischen Sendung *Karambolage* für den Fernsehsender ARTE: Reisen tief ins Innere der Wörter, ein Mikrokosmos funkelnder als der andere – mögen die Wörter auch äußerlich noch so unscheinbar wirken.



Ein Allerletztes: Ernest Wichner, mein Kollege am Literaturhaus Berlin und ebenfalls ein exzellenter Übersetzer, sprach in einem Interview mit der *Frankfurter Rundschau* davon, dass das literarische Übersetzen einen jünger machen würde: »Es ist beglückend, wenn einem etwas gelingt. Man lernt auch so viel dabei. Nicht nur neue Wörter und Sachen, sondern auch literarische Verfahren, Tricks, wenn Sie so wollen. Wenn Sie einen Roman lesen, überlesen Sie vieles. Beim Übersetzen geht das nicht. Sie müssen alles verstehen. Das ist der Reiz, das ist das Vergnügen. Man ist ständig in der Schule. Man erhält sich die kindliche Lernbereitschaft, man bleibt kindlicher. Ja, man wird jünger beim Übersetzen.« Wie wahr, denken wir da alle, blicken in die erste Sitzreihe und gratulieren Hinrich Schmidt-Henkel herzlich zum Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis 2015.

Florian Höllerer ist Leiter des Literarischen Colloquiums Berlin.

Der **Eugen-Helmlé-Preis** wird von der Stiftung des Verbandes der ME, dem Saarländischen Rundfunk und der Stadt Sulzbach immer im Wechsel an einen Übersetzer aus dem Deutschen ins Französische oder aus dem Französischen ins Deutsche verliehen.

Laudatio von Anat Feinberg

DEUTSCH-HEBRÄISCHER ÜBERSETZERPREIS Jüdisches Museum Berlin, 8. Oktober 2015

Sie stehen gewöhnlich hinter den Kulissen – heute jedoch verdientermaßen im Rampenlicht. Denn mit dem Übersetzerpreis möchten wir drei Übersetzer/innen auszeichnen, die eine Brücke zwischen der hebräischen und deutschen Kultur bauen.



Ruth Achlama Foto © Tobias Bohm

Von Land und Leuten verzaubert

Ruth Achlama erhält den Preis für die Übersetzung zweier Romane: David Vogels *Ein Wiener Roman* und Yoram Kaniuks *1948*. Die junge deutsche Studentin wurde bei ihrem ersten Besuch in Israel 1969 von Land und Leuten verzaubert. Fünf Jahre später wanderte sie nach Israel ein. Seitdem ist ihr persönlicher wie auch beruflicher Weg mit dem Land untrennbar verbunden. Anfang der 80er Jahre begann sie aus dem Hebräischen in ihre Muttersprache zu übersetzen, zu einer Zeit, in der es kaum kompetente Übersetzer gab und man die israelische Literatur aus einer Drittsprache ins Deutsche übertrug.

In den vergangenen 35 Jahren hat Ruth Achlama deutschen Lesern eine beachtliche Anzahl von Prosawerken aus Israel zugänglich gemacht, darunter Romane von Autoren wie Amos Oz, Meir Shalev und Ronit Matalon.

Die beiden Romane, für die sie mit dem Übersetzerpreis

geehrt wird, reflektieren die ganze Breite und die rasche Entwicklung der hebräischen Literatursprache in den letzten hundert Jahren. Gefühlvoll und gekonnt übertrug Achlama die Geschichte eines lebenssüchtigen und zugleich einsamen Wiener Müßiggängers aus der Feder von David Vogel, einem osteuropäischen Schriftsteller, der Anfang des letzten Jahrhunderts seine Werke auf Hebräisch verfasst hatte. Ebenso eindrucksvoll und des Sabra-Hebräischen mächtig übersetzte sie Yoram Kaniuks autobiographisch gefärbten Roman: die Geschichte eines jungen Israeli, der voller Heldenmut im Unabhängigkeitskrieg kämpft und später über Leid, Schuld und Sinnlosigkeit der Kriege reflektiert.

Übersetzungsprojekt von Weltliteratur ins Hebräische

Prof. Nitzza Ben Ari erhält den Preis für ihre Übersetzung von Goethes *Hermann und Dorothea*. In Kairo geboren, kam sie 1947 mit ihren Eltern nach Palästina. Seit vielen Jahren leitet sie das von ihr ins Leben gerufene Programm für Übersetzung an der Universität Tel Aviv; zugleich ist sie federführend beim Übersetzungsprojekt von Meisterwerken der Weltliteratur ins Hebräische.

Ben Ari übersetzte belletristische Werke aus vier Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch. Eindrucksvoll ist allein schon die Liste ihrer Übertragungen aus dem Deutschen: neben Klassikern wie Schillers *Die Räuber* findet man Klassiker der Moderne, wie Schnitzlers *Traumnovelle*, aber auch Gegenwartsliteratur. In ihrer eigenen Forschungsarbeit befasst sich Prof. Ben Ari mit Theorie und Praxis der Übersetzung, aber auch mit der Frage nach der Entstehung einer jüdischen Nationalliteratur. Ihre kongeniale Übersetzung von Goethes *Hermann und Dorothea* – übrigens ein durchaus aktueller Text angesichts der europäischen Flüchtlingsproblematik – meistert die schwierige Anpassung der metrischen Sprache des Originals an das moderne Hebräisch und findet eine überzeugende Entsprechung zum epischen Hexameter Goethes.

Wunsch nach philosophischer Kultur auf Hebräisch

Professor Yirmiyahu Yovel, der bei der heutigen Feier leider nicht dabei sein kann, erhält zum gleichen Teil den Preis für seine Übersetzung von Kants *Kritik der reinen Vernunft*. Der 79jährige, in Haifa geborene Philosoph stand Jahrzehnte lang dem Institut für Philosophie an der Hebräischen Universität in Jerusalem vor. Mit seinen Werken zu Spinoza, Hegel und Kant sowie mit seinem Buch über die Phänomenologie der gespaltenen Identität der Marranen wurde Yovel weltweit bekannt.

Im Rahmen einer Promotion über Kants Metaphysik nahm er einst die Übersetzung seiner Lehrer zur Hand. Doch im Laufe der eigenen Lehrtätigkeit stellte er fest, dass seine Studenten lieber zu der englischen Fassung griffen. »Mir ist wichtig, dass es eine philosophische Kultur in hebräischer Sprache gibt«, erklärt Yovel. 2013 legte er seine eigene Übersetzung von Kants Hauptwerk vor. Prof. Yovel ist es gelungen, die anspruchsvolle Sprache Kants in verständliches und lebendiges Hebräisch zu übertragen. Die Übersetzung, der eine umfangreiche Einleitung vorausgeht, zeichnet sich durch Genauigkeit aus und besticht gleichzeitig durch ihren flüssigen Sprachduktus, der dem modernen Hebräisch Rechnung trägt.

Der **Deutsch-Hebräische Übersetzerpreis** wurde anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums als gemeinsame Initiative der Kulturstaatsministerin Monika Grütters und des israelischen Kulturministeriums ins Leben gerufen. Er wird künftig alle zwei Jahre verliehen, abwechselnd in Deutschland und Israel. Mit dem Preis werden die Sprach- und Interpretationskunst der Literaturübersetzer/innen sowie ihre Vermittlungsleistung im deutsch-israelischen Verhältnis gewürdigt und sichtbar gemacht.

Hinrich Schmidt-Henkel, Elke Schmitter

ÜBERSETZERBARKE 2015 AN ELKE SCHMITTER

Frankfurter Buchmesse, 14. Oktober 2015

Hinrich Schmidt-Henkel:

Was für eine schöne Tradition – seit Jahren ist der erste Termin der Übersetzerinnen auf der Buchmesse die Verleihung unserer Übersetzerbarke im »Weltempfang – Zentrum für Literatur, Politik und Übersetzung« auf der Buchmesse Frankfurt. Dieses Jahr schwimmt unsere Barke auf die Autorin, Publizistin, Kritikerin Elke Schmitter zu. Liebe Elke Schmitter, im Namen von uns allen herzlichen Glückwunsch!

Mit der Übersetzerbarke würdigt der VdÜ Persönlichkeiten des Literaturlebens, die sich in besonderer Weise für unsere Belange einsetzen, die dafür sorgen, dass das Übersetzen und die Übersetzenden in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Im Falle der Literaturkritik – denn vor allem als Kritikerin wird Elke Schmitter durch die Übersetzerbarke gewürdigt – hat dieses Wahrgenommenwerden von Übersetzern und Übersetzung vor allem zwei Seiten.

Erstens geht es um die Frage, wie übersetzt wurde. Wir alle kennen die leichthändig floskelhaften Bewertungen, mit denen Übersetzungen gelobt oder auch kurzerhand vernichtet werden. Das kann es nicht sein. Wir alle wissen aber auch, dass eine fundierte Übersetzungskritik auf engem Raum enorm schwierig ist, auch für jene Kritikerinnen, die zu ihr befähigt wären (und das sind nicht viele).

Zweitens werden Übersetzungen und Übersetzende nur wahrgenommen, wenn darauf hingewiesen wird, dass das rezensierte Buch eine Übersetzung ist. Banale Sache, könnte man meinen. Und es wäre ja auch so einfach, das zu tun, ohne großes Bewertungs-Brimborium. Paradoxerweise gibt es eine Unendlichkeit von Rezensionen, in denen auf Sprache und Stil des Besprochenen eingegangen wird, ohne auch nur den Funken eines Gedankens daran, dass das auch Sprache und Stil der Übersetzerin ist.

Elke Schmitter ist eine Ausnahme in dieser weitreichenden Misere. Das ist ihre ureigene Entscheidung. Es hat mit ihrer Person zu tun, sicher auch mit dem unglaublich weiten Horizont des literarischen Lebens, den sie mitbringt. Nach Kindheit und Jugend in Krefeld und Studium in München war Elke Schmitter Lektorin im S. Fischer Verlag. Sie wurde dann Journalistin bei verschiedenen Zeitungen, sie war eine Zeit lang Chefredakteurin der taz, und seit 1989 schreibt sie für den Spiegel, namentlich Literaturkritik, aber auch anderes, so derzeit im wöchentlichen Wechsel mit Niels Minkmar eine sehr lesenswerte Kolumne. Auch ist Elke Schmitter eine angesehene und gepriesene Autorin von Gedichten, einer Reihe Romane – der bekannteste wohl *Frau Sartoris* –, von vielen Aufsätzen, Essays, Reportagen. Sie kennt das Übersetztwerden aus eigener – und wir hoffen: angenehmer! – Erfahrung, denn ihr Werk wurde in 22 Sprachen übersetzt. Was für eine Vielfalt der literarischen Rollen!

Die unabhängig entscheidende Barkenjury, bestehend aus unseren Kollegen Christiane Buchner, Frank Heibert und Tobias Scheffel, begründet ihre Entscheidung so:

Elke Schmitter, Autorin, Kritikerin und Kulturredakteurin, gehört zu den besonderen Literaturkennern, die übersetzte Werke nicht nur als solche wahrnehmen, sondern ebenso floskelfrei-anschaulich wie kritisch beschreiben können, wie der Text ins Deutsche gebracht wurde. So demonstriert sie mit großer Selbstverständlichkeit, dass die Betrachtung des übersetzerischen Schaffens zur Literaturkritik gehört und diese weiterbringt.

So weit die Begründung der Jury. Nicht nur als Literatur- und Übersetzungskritikerin, sondern überhaupt als Publizistin behandelt Elke Schmitter ihre Gegenstände stets so, dass uns aus ihren Texten eine sehr persönliche Perspektive anspricht. Es

wird spürbar, dass ein Mensch dahinter steht. Zugleich lenkt ihre Darstellungsweise den Blick auf die gemeinschaftlichen Implikationen des Betrachteten, also auf die Gesellschaft.

Elke Schmitter ist immer auch eine Moralistin im besten Sinne. Mit aller funkelnden Vergnügtheit am Denken und Formulieren, die aus ihren Texten spricht, vermitteln diese das Bewusstsein, dass das, was wir sagen, schreiben, tun, eine Seite der Verantwortung hat, dass es eine menschliche und gesellschaftliche Position beinhalten muss, eine Position, nämlich: Haltung.

In ihren Literaturkritiken zeigt Elke Schmitter diese Haltung, diese Verantwortung, indem sie sich in die Pflicht nimmt, das Übersetztsein der betrachteten Texte zu thematisieren, und in die Pflicht, bei aller gebotenen Kürze die Qualität der Übersetzung zu charakterisieren. Und Qualität, das liest man bei ihr, bedeutet nicht nur gut oder schlecht, sondern Qualitäten sind die Eigenarten der zur Debatte stehenden Werke. Diese Eigenarten stellt sie dar, fasslich und kritisch, und auch, wenn sie nur wenig Raum dafür zur Verfügung hat. Dass die Übersetzung ein Teil jedes ursprünglich fremdsprachigen Werkes ist, ja, dass die Übersetzung ein eigenes Werk ist, das sich dem übersetzten Buch beigesellt, macht Elke Schmitter in ihren Rezensionen als eine Selbstverständlichkeit deutlich.

Das ist geistig klug, es ist sachlich zutreffend, es ist dennoch in der Literaturkritik nicht geläufig, es ist für die Leserinnen ein Gewinn – und für uns Übersetzende eine Wohltat. Diese Wohltat wollen wir dir, liebe Elke Schmitter, mit der Übersetzerbarke 2015 erwidern.

Elke Schmitter:

Lieber Hinrich Schmidt-Henkel, liebe Übersetzerinnen und Übersetzer, ich danke Ihnen und freue mich sehr über diese Auszeichnung!

Für mich heißt Übersetzen zunächst ganz einfach und im besten Sinne Schreiben. Man lernt dabei in hohem Maße Geduld und eine besondere Wertschätzung für die Komplexität eines Textes, des übersetzten wie des eigenen, der daraus erschaffen werden muss.

Und da man sich selten bis gar nicht in Fußnoten oder Erläuterungen retten kann, ist das Besondere am Übersetzen, dass man letzten Endes immer persönliche Entscheidungen treffen muss. Man hat damit eine hohe Verantwortung für die deutsche Sprache. Das Übersetzen ist für mich, wie jeder hier weiß, ein Denken mit Sprache.

Was das im Einzelnen bedeutet, habe ich bei meiner Jurytätigkeit für den Deutschen Übersetzerfonds gelernt, in vielen sogenannten Sitzungen, in denen jede Menge Bewegung war.

Allen hier ans Herz legen möchte ich den Band mit den Vorlesungen, die bisher im Rahmen der Dozentur zur Poetik des Übersetzens in Berlin gehalten wurden. (*Mit anderen Worten. Zur Poetik der Übersetzung. Sieben Jahre August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessur zur Poetik der Übersetzung*, herausge-



Elke Schmitter, Foto © Frankfurter Buchmesse, Nurettin Çiçek

geben von Marie Luise Knott und Georg Witte. Berlin: Matthes & Seitz 2014, rezensiert von Anke Burger in *Übersetzen* Heft 2 2015, S. 16.) Darin bestätigt sich in den vielfältigen Ansätzen und Überlegungen zum Übersetzen die Erkenntnis, dass man nie über die Sprache verfügt. Sie hat ihren Eigensinn; sie macht nicht, was wir wollen, sondern was sie will.

Wir sind immer auf der Fährte, müssen aber die Erfahrung der Unvollkommenheit, und der Fremdheit machen, als Sprechende oder Schreibende, aber vor allem als Übersetzende.

Stefan Weidner, der aus dem Arabischen übersetzt und sich vor allem mit Lyrik befasst, wies in seiner Vorlesung darauf hin, dass in unserer westlichen Kultur der Verständigung und damit auch der Tilgung der Fremdheit die Gefahr des Totalitären liegt: Wir sind daran gewöhnt, die Dinge festzuzurren, die einzelnen Wörter zu definieren; Sinn hat für uns viel mit Abgrenzung zu tun, weniger mit Schwingung als in anderen Sprachtraditionen.

Die Barke hat für mich Substanz, in ihr liegt Ruhe wie bei einer guten Übersetzung.

Andererseits kann mancher von Ihnen das Bild von der Fährte und dem Übertragen als Hinübersetzen vielleicht schon nicht mehr hören: Erst recht bei einleuchtenden und deshalb häufig gebrauchten Wendungen müssen Übersetzer vorsichtig sein, ja skrupulös ... Und wieder einmal kreativ werden, zu Neu-Autoren eines Textes, den es schon gibt.

Olaf Kühl verwendet in seiner Vorlesung denn auch eine andere Metapher, indem er sagt, dass Übersetzen nie eine unblutige Angelegenheit sei. Für ihn ist das Original wie ein Patient, der im deutschen Text aus der Narkose erwacht.

Andere Übersetzer empfinden es so, dass sie bei ihrer Arbeit das Fremde wie einen Wechselbalg ins eigene Haus tragen.

Sie sehen, es gibt auch in der Übersetzermetaphorik ein gewissermaßen randloses Feld der Möglichkeiten. Und irgendwann muss man doch entscheiden, auf welchen Boden man seine Füße setzt, damit es weitergeht.

Hinrich Schmidt-Henkel übersetzt aus dem Französischen und dem Norwegischen und ist seit 2008 Vorsitzender des VdÜ.

Die **Übersetzerbarke** wird seit 2004 vom VdÜ an übersetzerfreundliche Verleger oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verliehen.

Sabine Baumann

KONKURRENZ BELEBT DAS ÜBERSETZERGESCHÄFT VERLEIHUNG DER PREISE DER LEDIG- ROWOHLT-STIFTUNG

Frankfurter Buchmesse, 18. Oktober 2015

Eine Besonderheit des Festaktes der Übersetzerpreise der Rowohlt-Stiftung ist nicht nur die Dreifaltigkeit der Preise (für Übersetzungen aus dem amerikanischen Englisch, aus anderen Sprachen als dem Englischen und von Lyrik), sondern auch die selten harmonische Mischung aus Verlegern, Agenten und Übersetzern im Publikum. Bei der letzten Verleihung erläuterte der Stiftungsvorsitzende Niko Hansen zur Einstimmung, wer der Namensgeber des Lyrikpreises Paul Scheerbart war. Diesmal erzählte er Anekdoten aus Lady Scatchered's Leben, der Namensgeberin des Scatchered-Preises. Darin gab es ein Leitmotiv, das zugleich Dauerstreitpunkt zwischen den anwesenden Verlegern und Übersetzern ist: Das liebe Geld.

Jane Scatchered, die rothaarige Tochter eines englischen Bankiers, war zweimal verheiratet, zunächst mit einem reichen Rosenthal-Porzellan-Erben aus Oberfranken. Als sie Ledig Rowohlt heiratete, verbesserte sie sich mit Reinbek wohl nicht unbedingt. Sie blieb jedenfalls interessiert an Geld und

schimpfte gern mit dem Chauffeur über zu teure Petersilie. In Unterhaltungen sprach Ledig Rowohlt über Arthur Miller, William Faulkner oder Henry Miller, seine Frau redete derweil über Aktienkurse. Lady Jane sah es gar nicht gern, wenn amerikanische Schriftsteller und Verlegerkollegen ihren Mann von der Frankfurter Buchmesse weg in die Wiesbadener Spielkasinos locken wollten. Während der legendären Übersetzungslektorsrunden stickte sie Gobelins mit 36 Feldern und warf gelegentlich Formulierungen ein, die selbstredend übernommen wurden. Nachdem Ledig Rowohlt in Indien gestorben war, gründete sie mit seiner Urne unter dem Arm 1992 die Stiftung, die die Rowohlt-Preise vergibt. Als sie selbst starb, hinterließ sie 20 Millionen Pfund.

Von grauen Mäusen, die sich mausern

Von solchen Summen träumt der mit dem Scheerbart-Preis geehrte Rainer G. Schmidt nicht einmal. Sein Laudator, der Wiener Verleger Jochen Jung, sprach von dem weltbegeisterten Ledig Rowohlt und dessen Faible für die amerikanische Literatur. Auch wenn deutlich wurde, dass Verleger gern mit den Übersetzern konkurrieren, schien Jung Schmidt als Kenner und Vermittler ebenfalls verlegerische Qualitäten zuzubilligen, indem er erwähnte, dass es Schmidts eigener Vorschlag war, Melvilles Gedicht »Clarelle« zu übersetzen. Die erforderlichen 6000 Euro Übersetzungsförderung habe Jan Philipp Reemtsma beigesteuert. In Fortsetzung des Konkurrenzthemas betonte Jung, Schmidt habe als Übersetzer mit seinem Verlag einen gepflegten Acker vorgefunden. Der Hanser Verlag habe Jung und Jung eine Anthologie mit Texten von Wallace Stevens weggeschnappt, aber 2009 sei dann die vollständige zweisprachige Ausgabe in Wien erschienen, die diese Anthologie in den Schatten gestellt habe und für die Schmidt ausgezeichnet werde.

Rainer G. Schmidt entgegnete in seiner Dankrede, dass es in der Übersetzungstheorie oft zu konkurrierenden und einander widersprechenden Ansprüchen an den Übersetzer komme. Der Übersetzer werde stets als graue Maus bezeichnet – im Fall, dass er einen Preis erhalte, als eine, die sich gemausert hat. Dabei sei, so betonte Schmidt, das Übersetzen ein komplexer Deutungs- und Verschiebungsprozess, der im Gedicht bereits angelegt ist. Ein Gedicht sei weder beim Schreiben noch beim Übersetzen eine feste Einheit, sondern berge so viele verschiedene Interpretationsmöglichkeiten, wie ein Gedicht Leser hat. Man müsse zwei Systeme einander annähern. Das sei wie bei einem aufgehenden Samen. Auf das Ergebnis dürfe man, dies richtete Schmidt an die Literaturkritiker übersetzter Lyrik, keinen analytischen, sondern vom Schluss her einen synthetischen Blick werfen. Weitere Metaphern des Übersetzers Schmidt – dem der Verleger Jung bescheinigt hatte, er sei wie alle Übersetzer ein Schauspieler und Schausteller, indem er im Text in Rollen schlüpfen und seine Leser kennen müsse – waren die »Translatio« als Reliquientransport von einem Kloster zum anderen, so die Ursprungsbedeutung des lateinischen Begriffs: Sie versetze einen, so Schmidt ironisch, entweder in den Himmel oder lasse einen mit nichts als bröselnden Knochen zurück.

Mit Audrey Hepburn in maritimen Wortdelirien tanzen

Maike Albath beschrieb in ihrer Laudatio den Scatchered-Preisträger Moshe Kahn als einen humorvollen, weltläufigen Mann, der in Italien und Frankreich zu Hause sei und vor allem Sizilien sehr gut kenne. Auf dem Fest einer italienischen Adelsgesellschaft habe er sogar einmal mit Audrey Hepburn getanzt.

Der von ihm 40 Jahre nach Erscheinen erstmals in eine andere Sprache übersetzte monumentale Roman Stefano d'Arrigos *Horcynus Orca* führe den Leser in eine maritime Zauberwelt voller lustvoller Wortfantastik. Walfischähnlich verleihe der Autor seinem Epos über einen Soldaten und Kriegsheimkehrer des Zweiten Weltkriegs, an dem er jahrzehntelang gear-

beitet hatte, eine Fülle von Sprachschichten des Italienischen ein.

Auch hier betätigte sich der Übersetzer vermittelnd, indem er zunächst Egon Ammann zum Verlegen der deutschen Übersetzung animierte, die dann schließlich bei S. Fischer erschien und ihm den Deutsch-Italienischen Übersetzerpreis einbrachte. Die Literaturkritikerin bewunderte, wie Moshe Kahn das Verfahren des Autors imitierte, wie er auf Schaumrössern reite und sich mit d'Arrigo in Wortdelirien hineinsteigere: Sie zitierte »Hungerfähre« und »Triumphäre« als substantivische, »zerluppt« und »zerscherbt« als adjektivische Neuschöpfungen und »Oranutango« oder »mafioseriös« und »abmützen« als weitere gelungene Einfälle des Übersetzers.

In seiner alles andere als epischen Dankrede war dem Übersetzer Moshe Kahn die Erschöpfung noch anzumerken, und dass diese Übersetzung samt der Mühe, einen deutschen Verlag dafür zu finden, ein langer Weg war, wie er sagte, glaubte man ihm sofort. Ebenfalls anzumerken war ihm die Enttäuschung, nicht mit dem Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse bedacht worden zu sein. Er sprach dies in seiner Rede offen an. Seit der verletzenden Entscheidung in Leipzig habe er sich abgeschottet, umso dankbarer sei er für die Auszeichnung mit dem renommierten Scatchered-Preis.

Fleiß, Fürsorge und Konkurrenz zum Autor

Mit Hainer Kober erhielt erstmals ein Übersetzer von Sachbüchern den Rowohlt-Preis. Kritikerin Franziska Augstein staunte bei der Aufzählung der schiereren Menge an aus dem Englischen und Französischen übersetzten Titeln über Kobers enormen Fleiß und fragte: »Do you ever eat and sleep?« Ebenso beeindruckte sie die Bandbreite seiner Autoren vom Astrophysiker Stephen Hawking bis hin zum kürzlich verstorbenen Neurologen Oliver Sacks. Dessen Autobiographie *On the Move*, eines von Kobers jüngsten Werken, hatte für große Aufmerksamkeit gesorgt. Augstein lobte, Kober behandle die von ihm übersetzten Bücher mit gründlichem Recherchieren und höchster Präzision so sorgfältig, wie Sacks seine Patienten behandelt habe.

Seine bescheidene Arbeit erkenne er in der Übersetzungstheorie eigentlich nicht wieder, erwiderte Hainer Kober zum Dank. Er halte sich an die Maxime, so genau wie möglich und so frei wie nötig zu übersetzen, auch wenn die schwer zu befolgen sei. Das große Problem der Sachbuchübersetzer bestehe in der Quellenamnesie der Autoren, die ihm schon oft viel Arbeit gemacht habe. Deswegen habe er sich auch gefreut, als Umberto Eco in seinem Essay über das Übersetzen durchaus in Erwägung zog, dass nicht immer nur die Übersetzer bezichtigt würden, im Vergleich zum Original ungenügend und mittelmäßig zu sein, sondern dass eine Übersetzung ein mittelmäßiges Original verbessern könne. In diesem Geiste habe ihm auch einmal ein Autor für das brillante Buch gedankt.

Nichts destotrotz hänge er sehr an »seinen« Autoren. Und ganz ohne Konkurrenzgedanken verstehe er sich beim Übersetzen als ein Schauspieler, der die Welt mit neuen Augen betrachtet und in seiner Sprache lebendig werden lässt.

PORTRÄTS UND INSTITUTIONEN

Claudia Arlinghaus

STAMMTISCH DER MÜNSTERLÄNDER LITERATURÜBERSETZER

Münster in Westfalen. Regierungssitz, dem Fernsehpublikum durch leicht verschrobene Krimis bekannt, eine der zehn größten deutschen Universitätsstädte, aber auch: Diaspora – zumindest, wenn man hier als Literaturübersetzer lebt und regelmäßig die Vernetzungsmöglichkeiten studiert, die sich den Kollegen in Städten wie Berlin und München bieten. So jedenfalls stellte sich die Situation über Jahre hinweg dar, bis dann in Wolfenbüttel ein Gespräch mit einer Berliner Kollegin (»Ihr in Berlin habt es ja gut!«) in die These mündete: »Vielleicht ist der bestehende Übersetzer- und Dolmetscher-Stammtisch für uns Literaten schlicht uninteressant geworden, sodass wir einen »eigenen« fixen Termin brauchen? Probieren geht über Studieren!« Das war im Juni 2012.

Aufbauarbeit per Postleitzahlensuche

Was also tun? Das Übersetzerverzeichnis auf der VdÜ-Homepage ist dankenswerterweise durchsuchbar: Die ersten beiden Ziffern der Münsteraner Postleitzahl brachten etliche Treffer bis hinauf zur holländischen Grenze, und warum nicht dasselbe für Osnabrück und den südlichen Rand des Münsterlands durchexerzieren? Auf diese Weise waren Adressliste und Mailverteiler schnell zusammengestellt, und nach einer zusätzlichen Ankündigung im Kulturteil der Tageszeitung versammelten sich bereits im August sage und schreibe zehn Literaturübersetzer aus nah und fern in einem Lokal der Innenstadt. Seither wird regelmäßig über Mailinglisten und Kollegenverteiler, über Anhänge in den Fremdsprachen-Instituten der Universität und per Zeitungsmeldung zu diesem Termin geladen. Und der Kreis der Teilnehmenden wächst, sodass der Kern des monatlichen Treffens mittlerweile aus rund fünfzehn KollegInnen besteht, die hin und wieder auch Besuch von auswärts erhalten. Vertreten sind etliche europäische Sprachen, diverse Erfahrungslevel und unterschiedliche Genres; besprochen wird alles, was das Übersetzerherz bewegt.

Ambitionierte gemeinsame Projekte

Um die Arbeit des Literaturübersetzers sichtbar zu machen, ist nun, im vierten Jahr des Stammtischs, ein ambitioniertes Projekt erwachsen: Im März 2016 ist gemeinsam mit einer begeisterten Buchhändlerin eine bis zum Jahresende geplante Lesereihe angelaufen. Dabei stellen in etwa vierwöchigem Abstand KollegInnen ihre Arbeit einem interessierten Publikum vor, das sich nach Feierabend in der Buchhandlung versammelt. Münster – Übersetzerdiaspora? Von wegen!

Claudia Arlinghaus studierte Sprachen und Literatur und lebte lange in den USA. Seit sechzehn Jahren übersetzt sie überwiegend Sachbücher aus dem Englischen und Französischen.

Susanne Höbel

ALS STIPENDIAT IM LEDIG HOUSE

Omi, NY, Herbst 2014

Wo wird man, wenn man an einem Samstagabend um halb acht – im Oktober ist es dann schon dunkel – ankommt, durch die unverschlossene Tür ins Haus geht und das hell erleuchtete Esszimmer betritt, mit Lachen, freundlichen Hallo-Rufen und Applaus begrüßt? Mir ist es so ergangen, als ich nach der langen Reise von Frankfurt über JFK, New York City und Hudson City endlich im Ledig House ankam.

Das Ledig House liegt nördlich von New York City, zwei Stunden Zugfahrt mit Amtrak am Hudson entlang, dem breiten und mächtigen Fluss, der sich sein Bett zwischen hartem Gestein gegraben hat und durch eine überwältigende Landschaft von Wäldern und Felsformationen, Palisaden genannt, strömt. Dahinter geht die Sonne unter, und der Reisende kann die Augen nicht von dem Anblick abwenden.

Das Ledig House ist eine Anlage aus drei Häusern: dem alten Haupthaus sowie zwei Gästehäusern, in denen die Stipendiaten ihre Zimmer haben, wo sie schlafen und arbeiten und immer zwei sich ein Bad teilen. Den Tagesablauf bestimmt



Ledig House, Foto © Omi International Arts Center

jeder selbst. Abends treffen wir uns zu einem gemeinsamen Essen im Haupthaus. Mitarbeiter der Stiftung kaufen ein, kochen und bereiten das Abendessen zu.

Die Stipendiaten sind Schriftsteller und Übersetzer, eine Mischung. Sie sind eigenbrötlerisch. Das Leben in einer Gruppe ist heikel, man muss sich einpassen, arrangieren, von eigenen Vorlieben vorübergehend Abstand nehmen. Wird das gelingen? Zum Glück fügte sich die Gruppe im Herbst 2014 erstaunlich harmonisch zusammen. Jedes Abendessen war eine heitere Angelegenheit, die Schriftsteller, endlich vom Schreibtisch befreit, waren fröhlich und ausgelassen, und ganz gleich, neben wem man saß, es gab immer Gesprächsstoff, es wurde laut geredet und viel gelacht.

Wir, die Stipendiaten im Haus, hatten viel Zeit für unsere Arbeit. Von morgens bis abends ungestört. Mein eigener Tagesablauf war derselbe wie sonst auch, und die viele Zeit zum Arbeiten war für mich wahrscheinlich ein weniger großes Geschenk als für die anderen, die im wirklichen Leben einen anstrengenden Familienalltag oder »day jobs« haben, die als Journalisten arbeiten, beim Theater oder Rundfunk angestellt sind oder in einem »creative writing course« unterrichten. Deshalb waren die Schriftsteller ungeheuer fleißig. Manche ließen sich den ganzen Tag nicht blicken, manchmal sah man sie schemenhaft zwischen den Büschen hindurchgleiten.

Der Luxus der »splendid isolation« hat auch eine Kehrseite. Catherine Lacey, eine junge Autorin aus Brooklyn, drückte ihre Zweifel an diesem abgeschiedenen Leben auf einer Karte an sich selbst so aus: »What are you doing all day in your room

with the door closed?«, und vielleicht ging es anderen ähnlich. Aber später schrieb Catherine in einer Mail, ihre Agentin habe einen Teil des zweiten Romans, so weit sie ihn im Ledig House fertiggestellt hatte, ihrem Verlag angeboten, der daraufhin einen Vertrag mit ihr abschloss. »Also habe ich doch etwas geschafft in der Zeit dort«, sagte Catherine. Auch in diesem Punkt ging es den anderen möglicherweise ähnlich.

Wenn man zu Fuß vom Haus losgeht, kommt man in die große nordamerikanische Natur. Kein Geschäft, kein Kiosk, keine Post in der Nähe. Die Landschaft ist weitläufig und wunderschön – Wiesen und Waldstücke, Wege, die kreuz und quer führen, an einem kleinen See und an vielen Skulpturen vorbei, denn das Ledig House ist in einen Skulpturenpark eingebettet. Auf den einfachen, schmalen Straßen, die durch Laubwald oder Wiesen führen und auf denen kaum Autos fahren, kann man unbekümmert gehen, und alles ist ergreifend schön. Von der Straße aus sah man hier und da ein Haus. Und einmal sah ich an einem unbegrenzten Grundstücksrand das Schild: »Invisible Fence!« Die Überschrift zu einer Erzählung, fand ich. Das Laub leuchtete in herrlichen Herbstfarben, im Hintergrund erhoben sich dunkellila die Berge der Catskills.

Trotz der Abgeschiedenheit ist man mit dem Auto in zehn Minuten in »The Beautiful Village of Chatham«, mit dem Kleinbus, der zum Ledig House gehört, sind wir dorthin gefahren, auch anderswohin. Wir waren im Kino, wir haben eine Fahrt zu einer Book Barn gemacht – wie der Name sagt: eine Scheune voller Bücher –, und an einem anderen Abend waren wir in einer Bowling Hall und haben mit den Einheimischen gekegelt.

An den Wochenenden lud DW Gibson, der junge Direktor des Hauses, Leute aus der New Yorker Verlagswelt ein, und während unseres Aufenthalts wurden wir zweimal eingeladen, an Lesungen teilzunehmen. Eine fand im Visitors' Center ganz in der Nähe statt, das zu Art Omi und dem Skulpturenpark gehört. Dort haben wir vor vielleicht vierzig Einheimischen gelesen, die wetterfeste Kleidung und vernünftiges Schuhwerk trugen und mit ihren großen Allrad-betriebenen Autos gekommen waren. Alle Gäste, mit denen ich hinterher sprach, fanden, es sei die beste Lesung gewesen, die sie je gehört hätten. Sicher sagen sie das jedes Jahr. Für die zweite Lesung fuhren wir nach New York, in eine Literaturbar mit dem schwierigen Namen KGB an der Lower East Side. Der Ausflug war ein Erlebnis: erst die lange Fahrt im milden Sonnenlicht durch die Wälder des Staates New York, und plötzlich die Riesenstadt, die uns sofort verschlang, dann die KGB-Bar selbst, in der ein paar dunkle Gestalten am Tresen saßen und stumm in ihre Drinks starrten. Die Anzahl der Zuhörer überstieg kaum die der Teilnehmer.

Und dann war unsere Zeit zu Ende. Wir wurden zum Bahnhof in Hudson City gebracht. Im Zug hatten wir zum letzten Mal Gelegenheit zu den kleinen Gesprächen, die das »gruppen-dynamische« Merkmal unserer Tage im Ledig House waren: freundlich, zugewandt, interessiert. Nach zwei Stunden Fahrt stiegen wir in der Penn Station, New York, aus. Wie Bonbons, die aus einer Tüte kullern, eilten wir in verschiedene Richtungen und wurden binnen Sekunden von der Menschenmenge verschluckt.

Für das Programm »Writers Omi at Ledig House« werden jährlich bis 20. Oktober Bewerbungen entgegengenommen. Weitere Informationen unter: artomi.org/writers

Susanne Höbel hat u.a. Nadine Gordimer, John Updike, William Faulkner, Thomas Wolf und Graham Swift übersetzt. 2008–2014 war sie Präsidentin des Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e.V.

BERUFSKUNDE

Vertrags-Verhandlungstipps von Luis Ruby, 2. Folge TEXTE UND TERMINE

In **Teil 1** unserer Serie wurde auf drei wesentliche Ziele eingegangen, die im Mittelpunkt konstruktiver Vertragsverhandlungen stehen sollten. Außerdem war die Rede von den Regelungen zur Namensnennung.

Diesmal geht es um Aspekte der Zusammenarbeit, die immer mal wieder abseits des eigentlichen Vertrags (nach) besprochen werden. Auch sie gilt es stimmig und eindeutig zu regeln.

Die verlässliche Planung von Abläufen ist bei einem Übersetzungsprojekt für beide Seiten grundlegend. Das beginnt bei der Zeitplanung. Im Vertrag wird ein verbindlicher Abgabetermin festgehalten: Zu wünschen ist, dass auf Verlagsseite eine gewisse Voraussicht waltet und unnötiger Zeitdruck vermieden wird – das ist gut für die Qualität (die Übersetzung kann »reifen«) und ermöglicht der Übersetzerin, ihre Projekte sinnvoll zu takten. Von ihr wiederum wird Zuverlässigkeit erwartet – Vertreter wollen mit Leseproben bestückt werden, Redakteure sich die Übersetzung in Ruhe durchsehen, die Herstellung pünktlich mit dem Satz beginnen.

Manchmal stellt sich heraus, dass es schneller gehen soll als vertraglich festgelegt, etwa damit das Buch vorab als Le-seexemplar gedruckt werden kann. Hier sind pragmatische Absprachen zwischen Lektorat und Übersetzer gefragt. Dasselbe gilt, wenn dieser durch unvorhergesehene Zwischenfälle wie etwa eine Erkrankung in Verzug gerät. Je früher die andere Seite davon informiert wird, desto eher lassen sich Spielräume finden. Sind vom Vertrag abweichende Lösungen vereinbart, so empfiehlt sich, diese einander schriftlich zu bestätigen (sei es auch in einer formlosen E-Mail).

Abschließend möchte ich auf einen heiklen, aber nicht seltenen Sonderfall zu sprechen kommen. Liegt das Original zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses in gedruckter Form vor, so ist die Textgrundlage klar. Was aber, wenn die Autorin noch nicht fertig ist, das Buch womöglich noch überarbeitet wird?

Bevor ein potentieller Vertrag tatsächlich geschlossen ist, sollte man keine anderen Projekte ablehnen. Im Zweifelsfall wird man den Verlag freundlich und klar darauf hinweisen, dass man sich genötigt sieht, andere Aufträge anzunehmen, wenn sich das gemeinsame Projekt X noch nicht konkretisieren lässt.

Wird der Vertrag ohne verbindliche Textgrundlage geschlossen, kann es zu Schwierigkeiten kommen. Worauf kann man sich dann stützen? In Frage kommen etwa aneinander gekoppelte Deadlines: die Endversion des Originals mindestens so und so lange vor Abgabe der Übersetzung.

Bei zeitlich knappen Projekten sind Sonderleistungen zu regeln, z.B. Eilzuschläge und das Einarbeiten von Änderungen (des Originals) in die Übersetzung zu einem vorab vereinbarten Stundensatz. Auch hier empfehlen sich frühzeitige schriftliche Vereinbarungen, damit beide Seiten wissen, woran sie sich halten können und was sie davon haben.

Ich danke Marieke Heimbürger, die im vergangenen Dezember in der verbandsinternen Mailingliste eine einschlägige Frage beantwortete, für ihre Anregungen.

Luis Ruby übersetzt für ein breites Spektrum von Verlagen aus dem Spanischen, Italienischen und Portugiesischen und neuerdings auch wieder aus dem Englischen. Seit 2008 ist er 2. Vorsitzender des VdÜ

ÜBERSETZERINFO: E-BOOK-NUTZUNG ÄLTERER WERKE

Derzeit werden etliche ältere Übersetzungen von Verlagen als E-Books neu zugänglich gemacht. Dafür müssen wir als Urheberinnen und Urheber angemessen vergütet werden. Es lohnt sich, die Angebote zu prüfen!

Für Altverträge, die vor dem 01.01.2000 abgeschlossen wurden, hat die VG Wort einen Vergütungstarif festgelegt. Informationen dazu gibt es auf vgwort.de unter »Einnahmen/Tarife« → »Unbekannte Nutzungsarten«.

Für neuere Verträge legen Verlage meist ein Addendum mit einem Vergütungsvorschlag vor. Wichtig ist die prozentuale Beteiligung ab dem ersten Exemplar, günstig auch eine zeitliche Begrenzung der Nutzungsrechte. Über die aktuell üblichen Konditionen informiert die VdÜ-Honorkommission per E-Mail im Rundbrief, und auf der Mailingliste »Ü-Forum« werden Erfahrungen ausgetauscht. Oft sind die Verhandlungsspielräume groß.

VERANSTALTUNGEN

Marieke Heimbürger

FACHSEMINAR ZUM THEMA ÜBERSETZUNG IN DÄNEMARK

Kopenhagen, November 2015

Das Goethe Institut Dänemark und das Institut Français du Danemark luden (mit freundlicher Unterstützung der Dänischen Kulturbehörde) am 10. und 11. November 2015 in den Räumlichkeiten des Dänischen Schriftstellerverbandes zu einem »Fachseminar zum Thema Übersetzung«. Ziel des Seminars war es, »ein Augenblicksbild vom Stand des Übersetzungsbereichs und den Fördermaßnahmen der dänischen, deutschen und französischen Verlagszene zu erstellen.« Als Referentinnen waren Autoren, ÜbersetzerInnen, Kulturinstituts- und Verlagsangehörige aus Frankreich, Deutschland und Dänemark geladen – als Gäste in erster Linie VerlagsvertreterInnen aus den drei genannten Sprachgebieten.

Das angestrebte »Augenblicksbild« wurde gleich am ersten Tag in vielen interessanten Facetten aufgefächert: Am Vormittag stellten VertreterInnen von Dänischer Kulturbehörde, Goethe Institut und Institut Français ihre jeweiligen Fördermöglichkeiten für die Übersetzung dänischer-, deutscher- bzw. französischsprachiger Literatur vor. Anschließend präsentierte ich den VdÜ und sagte etwas zur Rolle des Übersetzers bzw. zum Gewicht der Stimme des Übersetzers. Am Nachmittag gaben Jean Matern (Éditions Gallimard) und Eva-Marie von Hippel (Berlin Verlag) jeweils einen Überblick über die Veröffentlichung übersetzter Literatur sowie die aktuelle Verlagslandschaft in Frankreich bzw. Deutschland; Moritz Schramm von der Syddansk Universität zeigte wichtige Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur seit der Wende auf.

Das Programm des ersten Tages endete mit einem Interview. Im Gespräch mit dem dänischen Radiomoderator Tore Leifer sagte der vielfach übersetzte Autor Jens Christian Grøndahl so schöne Sätze wie »Everyone deserves not to be translated literally«. Auch betonte er mehrfach, dass Übersetzer die Originale im Prinzip ganz neu schreiben, nur eben in ihrer eigenen Sprache. Die französische Übersetzung eines seiner Bücher sei daher ein eigenständiges, zusätzliches Werk und nicht nur eine Kopie.

Liberalisierung und Bestsellerisierung

Der Vormittag des zweiten Tages stand ganz im Zeichen der aktuellen und kommenden Herausforderungen auf dem Buchmarkt. Die ambitionierte Digitalisierungsinitiative des dänischen Verlags Lindhardt & Ringhoff (sagabooks.dk) wurde präsentiert und von Morten Visby vom Dänischen Übersetzerverband kommentiert, wobei er vor allem mit zwei Äußerungen Erstaunen auslöste: Zum einen »We are all happy about the book market's liberalisation« und zum anderen die Feststellung, aufgrund dieser Liberalisierung des Buchmarktes gebe es in Dänemark – abgesehen vom Sonderfall sagabooks.dk – keinerlei Mindeststandardvereinbarungen zwischen Übersetzerverband und Verlagsverein. Wie genau Morten zu Letzterem steht, vermochte ich nicht abschließend zu klären. Søren Møller Christensen von dem kleinen, feinen, unabhängigen Verlag Vandkunsten hatte anschließend Gelegenheit, sich zu dieser in Dänemark vor zehn Jahren vollzogenen Liberalisierung des Buchmarktes zu äußern und auf die »Bestsellerisierung« einzugehen, die sich immer stärker ausprägende Fixierung auf einzelne Spitzentitel.

Bedeutung des Übersetzers im Wandel

Auch Morten Visby trug dann noch Gedanken zur Bedeutung der Stimme des Übersetzers bei. Während ich am Tag zuvor mehr von der Stimme einzelner Übersetzer gesprochen hatte – sowohl von ihrer Stimme im Text als auch von ihrer Stimme als Experten oder als sich für bessere Konditionen einsetzende Verbandsmitglieder – und auf ihre generell mangelnde Anerkennung verwies, beleuchtete Morten Visby das Thema mehr hinsichtlich der Rolle der Gesamtheit aller Übersetzerstimmen und konnte anhand mehrerer Beispiele belegen, dass Übersetzung an sich mehr und mehr an Bedeutung gewinnt.

Zuletzt widmete sich das Plenum der Frage, wie die Vermittlung deutsch- und französischsprachiger Literatur ins Ausland (konkret nach Dänemark) befördert werden könne, wobei bestimmte Initiativen der dänischen Kulturbehörde als vorbildlich hervorgehoben wurden. Insbesondere die finanzielle Förderung der Anfertigung von Übersetzungsproben und Gutachten wurde mehrfach erwähnt.

Marieke Heimburger übersetzt seit 1998 aus dem Englischen und Dänischen, lebt in Süddänemark, mischt beim Weltlesebühne e. V. und den BücherFrauen mit und ist Mitglied der Honorarkommission des VdÜ.

NACHRUFE



Anne Ruth Frank-Strauss,
Foto privat

ANNE RUTH FRANK- STRAUSS (1930–2015)

Die Gedanken an unsere Kollegin Anne Ruth Frank-Strauss versetzen mich in eine Zeit, die mehr als 15 Jahre zurückliegt, an den Heidelberger Übersetzerstammtisch, der damals monatlich einen langen Tisch füllte. Mitgebrachte Übersetzungsprobleme wurden besprochen, Tipps ausgetauscht und Gespräche über Privates und Berufliches geführt. Anne Ruth war oft dabei, mehr der Lust zu diesem Zusammensein folgend als

einer Verpflichtung.
Ruhig, geschickt und anregend, mit ihrer tiefen, melodischen Stimme stets präzise formulierend, mit durchaus eckigen An-

sichten und ohne Scheu, ihre Meinung zu sagen, so ist sie mir in Erinnerung.

Sie war zurückgekehrt aus Kalifornien, wo sie mit ihrer Familie zwanzig Jahre lang gelebt hatte, und schien vom Californian Spirit geprägt, freiheitlich, freigeistig und unabhängig. Ihren persönlichen Interessen folgend hatte sie Michael A. Meyers *Jüdische Identität in der Moderne* (Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag) übersetzt und die ersten von mehreren Werken Jiddu Krishnamurtis (Fischer, Krüger). Dass sie Anne Tyler für den Fischer Verlag und Craig Nova für Classen machte, haben wir bewundert. Für die meisten ihrer Übersetzungen scheint Anne Ruth einen Beweggrund, eine innere Motivation gehabt zu haben. Viele dieser Bücher werden Bestand haben.

Am 14. August 2015 starb Anne Ruth Frank-Strauss nach schwerer Krankheit 85-jährig und doch zu früh für ihre Familie und ihre Freunde.

Wir trauern um unsere Heidelberger Kollegin.

Helga Pfetsch



Juri Elperin, Foto © Birgit Menzel

JURI ELPERIN (1917–2015)

»Mein Schicksal ist typisch für die Zeit der großen Umbrüche in Europa«, sagte Juri Elperin, 97-jährig vor einem Jahr. Der im September 2015 verstorbene Elperin war fünf Jahrzehnte lang einer der wichtigsten Übersetzer russischer Literatur im deutschsprachigen Raum. Er war in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung. Als russisch-jüdisch-deutscher Übersetzer im sowjetischen Exil, mit einem Leben zwi-

schen »Ost und West – mit seinen Metamorphosen«, wie er einmal sagte, immer wieder Vertriebener, bis zuletzt ein Außenseiter. Elperins Leben, Werk, sein sprachlicher und geistiger Horizont war von jenem grenzüberschreitenden kosmopolitischen Intellektuellentum im 20. Jh. geprägt, das inzwischen nahezu verschwunden ist. Die Orte seines Lebens in den europäischen Metropolen spiegeln dies wider: von Davos, wo er 1917 als Sohn russisch-jüdischer Eltern geboren wurde, über Moskau, Berlin und Paris, wo er zwischen 1921 und 1935 zur Schule ging, zurück nach Moskau, wo er während des Krieges für die Rote Armee dolmetschte und später in Peredelkino als Nachbar vieler bedeutender Literaten und Künstler lebte. Seit 2001 lebte er wieder in Berlin.

In über fünfzig Jahren hat Elperin von Moskau aus ein umfangreiches übersetzerisches Werk vorgelegt: weit mehr als 150 Titel, meist Prosa, aber auch Lyrik und vereinzelt Dramen, nahezu alle aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt, für ihn die einzig legitime Richtung, in seine geliebte Muttersprache (»In der Sprache verkörpert sich für mich Deutschland.«). Erstaunlich daran ist, dass Elperin den größten Teil seines Lebens, 66 Jahre, im Raum der russischen Sprache verbracht hat. Das Spektrum der Autoren ist breit. Es umfasste sowohl Dichter aus dem 19. und frühen 20. Jh. (Tjutčev, Fet, Bunin, Chodasevič, Mandel'stam), als auch, in großem Umfang, sowjetische Autoren, offizielle wie Šolochov (*Der stille Don*), Simonov und Tendrjakov. Neben erstklassigen Sowjetautoren wie Aitmatov und Evtušenko, die er für deutsche Leser erschloss, entdeckte er auch einzelne späte, literarisch hochwertige Erzählungen von politisch korrumpierten Autoren, wie Valentin Kataev. Besondere Erfolge in Ost- und Westdeutschland wurden seine Übersetzungen der großen aufsehenerregenden Romane und Erzählungen der Perestrojka: Anatolij Rybakov, Daniil Granin, Viktor Astaf'ev, Fazil Iskander.

Die Übersetzungen Elperins wurden sowohl in der Sowjetunion als auch in der DDR und im Westen gedruckt, anerkannt und sogar ausgezeichnet. In seinen letzten Berliner Lebensjahren durfte Elperin noch einige späte Ehrungen erleben: von der Moskauer Lomonosow-Universität, durch einen Bildband (Paris 2012), einen Dokumentarfilm (»Der Übersetzer«, 2014) und schließlich im Mai 2015 das Bundesverdienstkreuz.

Juri Elperin trat im persönlichen Umgang stets betont bescheiden auf und hinter sein übersetzerisches Werk zurück. Bei aller Freude über späte Anerkennungen erschien er in Begegnungen mit Journalisten, Universitätspublikum, auch mit mir selbst, eher als ein uneitler Diener der Literatur, der – deutschen – Sprache und Kunst aus vergangener Zeit. Seine Rede, voller Energie bis zuletzt, strahlte Charme und Enthusiasmus aus, er sprach mit einem großen, stilistisch reichen Wortschatz, immer in druckreifen Sätzen.

Prof. Dr. Birgit Menzel (Mainz/Germersheim)



Wieland Grommes Foto privat

WIELAND GROMMES (1953–2015)

Lange bevor ich Wieland Grommes kennenlernte, habe ich seinen Namen in einem meiner Bücher gelesen: Das Nachwort zu Oscar A.H. Schmitz, *Bürgerliche Bohème*, trug die Widmung »Für Wieland Grommes, den letzten echten Schwabinger«. Das war 1998. Irgendwie kamen wir darüber in Kontakt, und er bot mir vor vielen Jahren an, Octave Mirbeaus opus magnum, *628-E8* zu übersetzen.

Da ich seine meisterhafte Mirbeau-Übertragung *Nie wieder Höhenluft* oder *Die 21 Tage eines Neurasthenikers* kannte, war mir die Unablehnbarkeit dieses Angebots unmittelbar einsichtig. Es sollte allerdings ein paar Jahre dauern, bis die Arbeit daran begann, vorher übersetzte er noch einen französischen Roman für uns, *Mein Freund Butler* von Jérôme Lafargue. Auch ein schwieriger Text, der auf mehreren Ebenen spielt und sich in Anagrammen ergeht. Das Buch erschien 2009. In der Zeit bin ich ihm wohl zum ersten Mal persönlich begegnet und mußte den Schmitz-Herausgebern beipflichten: Um ihn war eine Aura der Bohème. Er war auf endlos vielen Gebieten bewandert, hatte sich eine enzyklopädische Bildung angeeignet und wußte über fast jedes Thema kenntnisreich zu sprechen (bisweilen auch zu dozieren). Wir hatten vieles gemeinsam, die Leidenschaft für Bob Dylan und Lou Reed etwa, darüber redeten wir stundenlang am Telefon. Und wir diskutierten detailreich seine Übersetzungen: Sollten wir nun wirklich bei Mirbeau schreiben: »Ich nahm eine Dusche«? Oder würde der Leser das als zu wörtliche Übertragung ansehen? Ich hätte Mirbeau duschen lassen, Wieland nicht, und die letzte Entscheidung trifft natürlich der Übersetzer.

Die Arbeit an dem Buch hat sich sehr lange hingezogen, weil Wieland immer wieder große gesundheitliche Probleme hatte, zwei Operationen, Reha-Aufenthalte... Das Buch erschien dann 2013, statt im Frühjahr 2010, wie wir es angekündigt hatten. Unser Übersetzervertrag stammt übrigens aus dem Jahr 2005, aber damals mußte ich noch Fördermittel aufreiben, damit überhaupt etwas aus dem Projekt würde. Darauf spielte Wieland in einer Mail an mich nach dem Erscheinen des Buches an:

»Dies ist der Moment, lieber Stefan, Dir, dem Verleger und Haupt-Lektor, HERZLICH ZU DANKEN für die schon 8 Jahre ungetrübt sach- und fachkundig kollegiale Zusammenarbeit bei dem Buch und der Übersetzung (die 1. Ve-

tragsversion stammt von 2005!) und für Deinen unverdrossenen wackeren Kampf um Förderungen des Projekts auf europäischem (von der Société Octave Mirbeau versucht), auf französischem (das Angebot von 600 statt 12000 Euros aus Paris war schon lustig!) und schließlich deutschem Gelände – wo es Dir genial gelungen ist, am Ende die Kunststiftung NRW zu gewinnen.«

Tatsächlich hatten wir bei der französischen Botschaft einen Förderantrag gestellt, über 12000 EUR, und als dann 600 EUR bewilligt wurden, hielt ich das zunächst für einen Schreibfehler.

Ach, ich habe die Zusammenarbeit mit ihm genossen wie wenig in meinem Verlegerleben. Und mir fehlen seine Anrufe, seine vielen Anregungen, seine Gescheitheit. Wer wissen will, wie gescheit (das ist das beste Wort, das ich für ihn finde) er war, der besorge sich sein Buch *Vermessungen, Vermessenheiten. Kartografische Fragmente* aus dem Waldgut-Verlag und lese darin die Seiten über die Landkarten der Liebe.

Im nächsten Jahr publizieren wir einen frühen Roman von Octave Mirbeau, *Dans le ciel*. Wir werden die Ausgabe Wieland Grommes widmen.

Stefan Weidle

REZENSIONEN

Schreibheft. Zeitschrift für Literatur Nr. 82, Februar 2014. Herausgegeben von Norbert Wehr. Essen 2014. Bestellbar bei: schreibheft@netcologne.de, 13,00 Euro

In vier Themenblöcke gliedert sich diese Nummer des Schreibhefts, und davon befassen sich drei vorwiegend oder ausschließlich mit der Thematik des Übersetzens. Das geschieht in sehr unterschiedlicher Weise und aus mannigfaltigen Perspektiven – so steht eine Übersetzung von Peter Handke und Žarko Radakovic aus dem Serbokroatischen neben bislang unveröffentlichten Übersetzungen aus dem Nachlass von Hanns Grössel, ein Porträt Peter Urbans neben einer Laudatio auf Friedhelm Rathjen, Übersetzungen visueller Poesie neben Essays zu Poeten und Übersetzern. Es ist ein internationales Heft mit vielen Facetten.

Am erstaunlichsten ist der Themenblock, in dem die Arbeiten des Ethnopoeten, Dichters und Übersetzers Jerome Rothenberg vorgestellt werden. Ausgehend von schamanischen Gesängen der nordamerikanischen Navajos und deren Transposition ins Englische entwickelt Rothenberg den Begriff der Total-Übersetzung, der jeden praktizierenden Übersetzer neugierig machen muss. Angestrebt wird, »dass die Total-Übersetzung die Wörter auf ähnliche Weise verfremden muss wie das Original«.

Totalverfremdung

Auf den ersten Blick eine Binsenweisheit, doch wie radikal das gemeint ist, zeigt der hier abgedruckte Auszug aus »Frank Mitchells Dreizehntem Horse Song«, in dem sich Zeilen finden wie »Snnnnn 'ne Pracht N wnhu nnda doch sind 'ne & doch in Whnohause.« In seinen Erläuterungen legt Rothenberg die Arbeitsschritte zur Gewinnung dieses Textes dar. (An dieser Stelle vermisst man vielleicht eine kurze Bemerkung dazu, wie der Übersetzer Norbert Lange dann bei der Transposition von Rothenbergs Text ins Deutsche vorgegangen ist.) Unverkennbar ist Rothenbergs Prägung durch Dada, konkrete Poesie und Avantgarde: Er ist Übersetzer von Kurt Schwitters und Paul Celan. Es ist faszinierend zu beobachten, wie sich in dieser Total-Übersetzung sogenannte primitive Gesänge und Avantgardkunst berühren. Und welche enorme Erweiterung der Begriff der Übersetzung erfährt, wenn die Sprache bis in

ihre nicht mehr semantischen Elemente zerlegt wird und die Transposition von Magie und schamanistischen Praktiken darin mitgedacht werden kann.

Übersetzung als kannibalistische Einverleibung

Vertrauter, aber nicht minder radikal die Auffassung vom Übersetzen, die der Dichter und Übersetzer Haroldo de Campos vertritt. Er hat Homer, Dante, Joyce und Pound, Mallarmé und Majakowski ins brasilianische Portugiesisch übertragen. Für ihn ist die Übersetzung ein Akt der Einverleibung des fremden Originals, weshalb er sie mit Kannibalismus in Verbindung bringt und als Re-Kreation definiert: »Beim Übersetzen erschafft der Dichter (kannibalistisch) ein originäres Werk eigenen Rechts, das nicht mehr dem Quellwerk verpflichtet ist.«

Gott spricht Hebräisch und Latein

Ein kurioses Aperçu voller Sprachwitz zum Thema des Übersetzens stellt der kurze, »Der Übersetzerhelm« betitelte Text von Peter Adolphsen in der Übersetzung von Hanns Grössel dar. Ein Raumgeschöpf kommt auf die Erde, und der Helm, den es trägt, lässt sich auf verschiedene Sprachen und Reimschemata einstellen. Befragt, welche Sprache es denn ursprünglich spreche, sagt das Wesen, Hebräisch und Latein, denn es sei Gott.

Angesichts der Fülle des Materials und der Vielfalt der Perspektiven konnten hier nur schlaglichtartig ein paar Punkte hervorgehoben werden. Im Sinne Jerome Rothenbergs könnte man das Schreibheft 82 wohl als Assemblage oder GRAND COLLAGE zum Thema des Übersetzens bezeichnen, in der Wichtigkeit und Würde dieses Geschäfts »im allgemeinen Weltverkehr« (Goethe) aufs Schönste zutage treten.

Barbara Kleiner

Ella Frances Sanders: *Lost in Translation, An illustrated compendium of untranslatable words from around the world*, Ten Speed Press, Berkeley 2014, ISBN: 978-1607747109, 14,74 Euro

Wie oft haben wir uns das Gehirn zermartert, haben es verzweifelt gesucht, es herbeigesehnt? Dieses eine Wort, das trefende, das umfassende, mit dem buchstabengenau alles gesagt ist? Das Wort, an dessen Stelle wir einen ganzen Satz, wenn nicht gar einen ganzen Abschnitt schreiben müssen?

Die Brasilianer können sich glücklich schätzen, denn sie haben, was uns fehlt: Mit den Fingern zärtlich durch das Haar eines geliebten Menschen zu streichen, bezeichnen sie ganz einfach als *cafuné*. Auch wer Indonesisch spricht, ist zu beneiden, denn *jayus* steht für einen schlechten, schlecht erzählten

oder gänzlich unlustigen Witz, über den man trotzdem oder gerade deshalb herzlich lachen muss. Und in Zeiten, in denen Beziehungen schon mal per Kurznachricht beendet werden, brauchen Russen nur ein einziges Verb zu tippen, und schon ist das bittersüße Dahinwelken der eben noch so tiefempfundenen Liebe beschrieben. »Razliubit«, senden sie. Neun schlichte Buchstaben genügen, um das Herz des Empfängers zu brechen.

Kabelsalat und Kummerspeck

Unwillkürlich fragt man sich, wer uns Deutschsprechende wohl beneiden mag, um Warmduscher, Kabelsalat und Kummerspeck sowie ein weiteres, derart obskures Wort, dass man es selbst manchem Muttersprachler doch wieder in mehreren Sätzen erklären müsste.

Nachzulesen ist es in *Lost in Translation* von Ella Frances Sanders. Das in englischer Sprache abgefasste Büchlein stellt sich als illustriertes Kompendium unübersetzbarer Wörter aus allen Winkeln der Welt vor. Um die fünfzig müssen es sein, denen je eine Doppelseite gewidmet ist. (Weshalb dabei auf Seitenzahlen verzichtet wurde, bleibt das Geheimnis der Macher.)

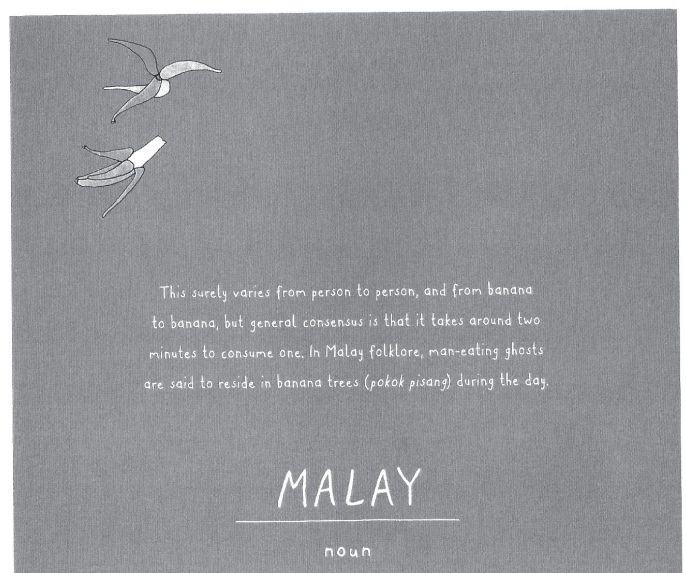
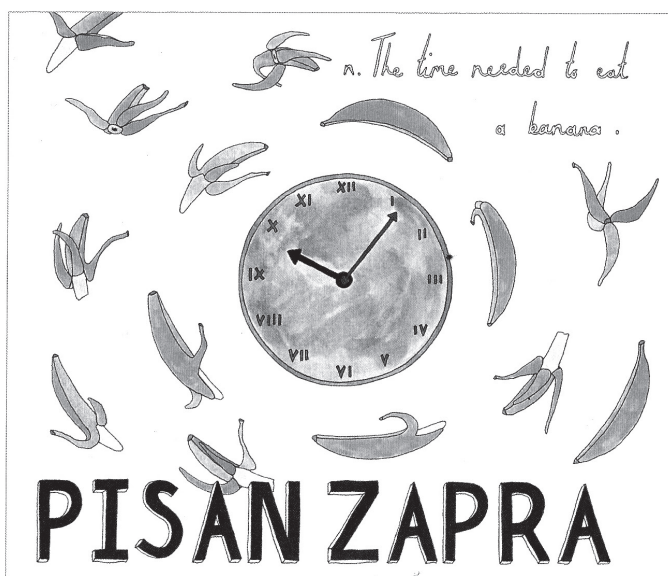
Rechts steht jeweils das unübersetzbare Nomen, Verb oder Adjektiv, versehen mit einer Erklärung, wie man sie aus Wörterbüchern kennt. Ideenreiche, oft anrührende oder erheiternde Illustrationen verdeutlichen Zwischen- und Untertöne und zeigen Nuancen, die allzu schwer zu übersetzen wären.

Im Grunde ist damit alles gesagt, den Rest würde man sich gern selbst zusammenfabulieren. Leider fügt Ella Frances Sanders auf der linken Seite außer dem notwendigen Hinweis auf die Herkunftssprache und die Wortart noch weitere, oft etwas philosophisch anmutende Ausführungen zur Wortbedeutung hinzu und greift damit der Fantasie und den Denkprozessen des Lesers vor. Hier wäre weniger vielleicht mehr gewesen.

Zudem fällt auf, dass bestimmte Worte, die wir auch im Deutschen verwenden, einer anderen Sprache zugeschlagen werden. Genannt sei nur das Beispiel *gezellig*. Das Adjektiv stammt laut der Autorin aus den Niederlanden. Unübersetzbar ist es wohl vor allem ins Englische.

Doch das Kompendium erhebt keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, und komplett ist es schon gar nicht. Jedem, der sich mit Sprachen beschäftigt, werden auf Anhieb Wörter einfallen, die ähnlich einzigartig, eigentümlich oder bedeutungsvoll, aber mindestens so unübersetzbar sind wie die ausgewählten. Das erhöht den Spaßfaktor des hübschen kleinen Buches. Ella Frances Sanders bringt mit ihrer Sammlung den Stein ins Rollen. An der Fortsetzung arbeitet man fast automatisch schon während der Lektüre selbst.

Usch Pilz, uebs-textprojekt@web.de



DIE BEIRATSMITGLIEDER

Seit diesem Jahrgang hat die Zeitschrift *Übersetzen* einen Beirat, der die Redaktion mit Anregungen und Ideen unterstützt und die vielfältigen Aspekte des Übersetzens repräsentiert. Wir freuen uns, die Mitglieder des Beirats hier vorzustellen.



Foto © Privat

Tess Lewis ist eine amerikanische Schriftstellerin und Übersetzerin aus dem Französischen und Deutschen ins Englische. Sie ist Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Hudson Review* und schreibt Essays über europäische Literatur.

Übersetzte Literatur, bisher eher Stiefkind im englischsprachigen Verlagsbetrieb, kommt endlich auch in den USA voll zur Geltung. Ich freue mich über die Möglichkeit, mit Übersetzen internationale Literatur weiter zu fördern.



Foto © Privat

Irene Weber Henking ist Professorin für Übersetzungswissenschaft an der Université de Lausanne, Leiterin des *Centre de traduction littéraire* (www.unil.ch/ctl) und Präsidentin der Stiftung *Prix lémanique de la traduction* (www.prixlemanique.ch).

«La traduction n'est pas une question de langue, c'est [...] une question d'échos, de conversations secrètes ou déclarées, de lignes tracées, interrompues et toujours reprises.» (André Markowicz, Partages)



Foto © Privat

Dr. Regina Peeters studierte Bibliotheks- und Informationswissenschaft und promovierte an der Humboldt-Universität Berlin über die Informationsbedürfnisse literarischer Übersetzer. Sie ist Geschäftsführerin des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen.

Die Arbeit im Europäischen Übersetzer-Kollegium zeigt jeden Tag aufs Neue: Übersetzer sind – um es mit Günter Grass zu sagen – »der Autoren beste Leser«!

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung

Inlandsüberweisung: EthikBank Eisenberg, Konto Nr. 320 91 56
BLZ 830 944 95

EU-Überweisung: EthikBank Eisenberg,

IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Veranstaltungen: Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 7081 Rue Waverly #5,

Montréal QC H2S 3J1, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Mannheim

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli



Foto © Hanna Sjöberg

Klaus-Jürgen Liedtke ist Hg. der Ostseebibliothek (Baltic Sea Library), Übersetzer aus dem Schwedischen (zuletzt 5 Bände Finnlandschwedischer Literatur der Avantgarde) und Leiter von Übersetzerwerkstätten in Alexandria, Visby, Rybachi.

Noch so viel mag man übersetzt haben, über vierzig Jahre in meinem Fall – immer wieder neu – : der Tremor des Anfangs!



Foto © Ebba Drolshagen

Susanne Höbel übersetzt seit fünfundzwanzig Jahren belletristische und essayistische Werke aus dem Englischen. Zu den von ihr übersetzten Autoren gehören Nadine Gordimer, John Updike, William Faulkner, Thomas Wolfe, Edith Pearlman und Graham Swift.

Sie ist Jury-Mitglied der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt Stiftung, die jährlich drei Übersetzerpreise verleiht.



Foto © Privat

Hannes Riffel (*1966) arbeitete seit Abitur und Studium als Buchhändler, Übersetzer und Lektor. Seit Anfang 2015 ist er als Programmleiter SF/Fantasy bei S. Fischer in Amt und Würden.

Übersetzen war für ihn immer gleichermaßen Rausch und Herausforderung. Nach dem Wechsel auf die Verlagsseite möchte er weiterhin daran mitarbeiten, diesem Berufsfeld den Rücken zu stärken.



Foto © Catherina Hess

Katrin Lange hat in Würzburg, Wien und München Germanistik und Kunstgeschichte studiert. Seit 2003 ist sie Programmreferentin am Literaturhaus München.

Sie hat Seminare für Übersetzer und zur Übersetzungskritik veranstaltet und ist überzeugt, dass Fragen des Übersetzens eine Bereicherung für jeden Leser sind. 2014 erhielt sie die »Barkek«.



Foto © Björn Hänssler

Claudia Dathe (1971) ist Übersetzerin aus dem Ukrainischen, Russischen und Polnischen und arbeitet als Managerin für Kulturvermittlungs-, Übersetzungs- und Zivildienstprojekte in Europa.

Übersetzen ist für sie ein Wandern in Texten, eine intime Entdeckungsreise in fremden Sprach- und Lebenswelten und zugleich Suche nach einem Echo des Vertrauten.

Wolf Harranths PC-Rubrik finden
Sie hier wieder ab dem nächsten Heft.